

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 119

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ulrich Straeter Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 119

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 119

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de
© 2023 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1849-4
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Unter Adlers Fittichen	7
Cuba libre	16
Der Dichter und das Kind	20
Das Ende der Welt	21
Wir sind doch keine Dodos	28
In jenem ach so heißen Sommer	30
Fundsache in der S-Bahn	38
Die Maßnahme	39
Die feine Zunge	42
Ich seh schwarz	47
Die Erde – Osterinsel im All	49
Freiheit	60
Hannibal kommt	65
Keine Nomaden!	71
Krieg geht gar nicht!	85
Meer leer	87
Eine schlaflose Nacht im Niemandsland	89
Sturmwarnung	95
Am Sheep's Head	105
Wenn am Bahnhof Blumen blühn	105
Steaks bei Jojo	113
Am Südkap	119
Die weißen Bänke von Möhler – ein literarisches Vorspiel der anderen Art	127
Nachwort	133
Textnachweise	151

Ich bin gekommen und ich bin gegangen.
Doch der weite Himmel hat mein Lied gehört.

(Spruch der Sioux)

Unter Adlers Fittichen

Grundgesetz Art. 33 Abs. 5:
Das Recht des öffentlichen Dienstes
ist unter Berücksichtigung
der hergebrachten Grundsätze
des Berufsbeamtentums zu regeln.

Die Zollschule in H. am A. nahm uns Auszubildende in ihren breiten Schoß auf. Groß und breit und mütterlich sollte er sein, wegen der Fürsorgepflicht unseres staatlichen Arbeitgebers. Andererseits hieß es, Vater Staat hätte uns jetzt unter seine Fittiche genommen. Aus der ganzen BRD kamen wir angereist, frisch vereidigt auf das Grundgesetz und mit einem Reisekostenvorschuss versehen, der auch noch für die ersten bayerischen Biere reichte. Wir waren Beamte auf Widerruf, bereits etwas Besseres, wie man uns nach der Vereidigung versichert hatte, ausersehen, die Steuergesetze, die Verfassung und das Gemeinwohl im Auge zu behalten. Wir befanden uns jetzt in einem öffentlich-rechtlichen Dienst- und Treueverhältnis. Ich dachte sofort an Siegfried und andere Ritter und an die Ballade *Archibald Douglas* von Theodor Fontane: *Ich hab' es getragen sieben Jahr, und ich kann es nicht tragen mehr, wo immer die Welt am schönsten war, da war sie öd' und leer.*

Klotzig und weithin zu sehen thronte das mehrflügelige Gebäude der ehemaligen Reichsfinanzschule, gebaut aus großen Sandsteinquadern, auf dem Hügel oberhalb des Ortes. Der Baustil entsprach unverkennbar der Zeit, aus der auch der über dem Eingangsportale in Stein gehauene Adler mit den weit seitwärts gerichteten Schwingen stammte. Seine Krallen hielten einen leeren Steinkranz, aus dem das Kreuz mit den seltsamen Haken entfernt worden war. Eine großzügige Freitreppe führte zu einem Säulengang, der an die Akropolis erinnerte.

Wir standen mit einer Gruppe von zehn Leuten vor dem Portal, waren zusammen angekommen.

»Warum haben die den Adler nicht mit weggehauen?« murmelte jemand.

»Vielleicht, damit man das Kreuz schneller wieder einbauen kann,« meinte ein älterer Kollege, der seinen Laufbahnaufstieg machen wollte, fröhlich. Ich drehte mich um. Der schien das trotz seiner Fröhlichkeit völlig ernst zu nehmen. Hoffentlich komme ich mit dem nicht auf ein Zimmer, dachte ich.

Wie wir im Verwaltungsbüro erfuhren, waren wir listenmäßig längst erfasst, dem Alphabet nach zu jeweils fünf abgezählt und auf die Zimmer verteilt worden. Der Fröhliche blieb mir erspart. Die Unterbringung erfolgte nach Geschlechtern getrennt, die Frauen kamen in einen vom Hauptgebäude durch ein großes Treppenhaus getrennten Flügel. Betreten durften wir den Frauenflügel und die Frauen den unsrigen nicht, auch nicht zu einem Gespräch oder zum Austausch von Büchern oder Arbeitsmaterial. Das war »unter Todesstrafe« verboten, wie sich der Schulleiter bei seiner Einführungsrede am nächsten Tag mit süffisantem Lächeln ausdrückte.

»Ja mei, wo leb'n mir denn hia«, entfuhr es einem bayerischen Kollegen, der nicht so aussah, als wolle er sich an das Verbot halten. Der jüngste in unserer Ausbildungsgruppe war achtzehn Jahre alt, der älteste achtundvierzig.

»Todesstrafe«, das bedeutete, wie der Schulleiter genüsslich erläuterte, sofortigen Rauschmiss, nicht nur von der Schule, sondern Entlassung schlechthin. Der Schulleiter lebte mit seiner Familie in einem Einfamilienhaus mit Garten in der Nähe der Schule. Ich besah mir den Mann: klein, drahtig, randlose Brille, beginnende Glatze. Ein leitender Regierungsdirektor, ziemlich hohes Tier. Schmallippig. Ob der das wirklich ernst meinte? Schließlich lebten wir im Jahr 1968, nicht 1868. Doch wie wir im Un-

terricht erfahren, stammten die ›hergebrachten Grundsätze des Berufsbeamtentums‹ schon vom preußischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm dem Ersten (1713-1740), waren demnach noch viel älter. Andererseits waren gerade die Notstandsgesetze verabschiedet worden, und die hielt ich für eine moderne Demokratie nicht besonders passend. Auch nicht die Art und Weise, wie die Gesetze zustande gekommen waren: während der ›Großen Koalition‹ von CDU und SPD. Man hatte wohl die Gunst der Stunde und die Zweidrittelmehrheit im Bundestag genutzt. Einen dringenden Grund für Notstandsgesetze sah ich als Bürger nicht. Ob es richtig war, in den öffentlichen Dienst zu gehen? Ich fröstelte, verlor mich in Gedanken und bekam den Rest der Schulleiterrede nicht mehr mit.

Spätestens um vierundzwanzig Uhr hatten wir abends zurück zu sein, um diese Zeit wurden die Türen abgeschlossen. Wer später kam, musste lange warten, auch im Winter, der Pförtner drehte um diese Zeit seine Runde. Man wurde dann auf Knopfdruck eingelassen und notiert. Nach dreimaligem Zuspätkommen mahnte der Klassenlehrer denjenigen vor der versammelten Klasse ab. Die Zensuren der Klausurarbeiten sanken um eine Stufe.

Die Zimmer waren kärglich eingerichtet, für jeden ein Stahlrohrbett und ein schmaler Spind, in der Mitte des Zimmers ein Tisch mit fünf Stühlen, neben der Tür ein Waschbecken mit Spiegel, gegenüber an der Längswand ein billiger Blumendruck, Holzgerahmt. Sechsmal in der Woche war vormittags Unterricht in den Schulräumen im Erdgeschoss, nachmittags wurde für jeweils zwei Stunden ›Arbeitszeit‹ angeordnet, niemand durfte in dieser Zeit das Schulgebäude verlassen, ein aufsichtsführender Lehrer und mehrere Pförtner hielten Wacht. Da wir in den Zimmern zu fünft nicht arbeiten konnten, trafen wir uns aus verschiedenen Zimmern und Klassen in den Unterrichts-

räumen, plauderten dort gemütlich und tauschten Erfahrungen aus. Oder schrieben Briefe an Ehe- und andere Frauen. Gearbeitet wurde in der so genannten Arbeitszeit wenig. Hier traf ich auch meinen fröhlichen Hakenkreuzler wieder, der die Arbeitszeit als ›Arbeitsdienst‹ bezeichnete, dies wie selbstverständlich.

Für acht Monate sollte dieses Haus nun unsere Bleibe sein. Der breite mütterliche Schoß der Verwaltung. Diese Worte aus der Ansprache bei unserer Vereidigung gingen mir nicht aus dem Kopf. Und dieser Adler über dem Eingangportal, riesig, breit, nicht zu übersehen, wenn man aus dem Dorf zum Hügel, auf dem die Zollschule lag, zurückkam.

Noch in der ersten Woche sollten wir ärztlich untersucht werden, dies war angeblich wegen Seuchengefahr bei kasernierter Unterbringung erforderlich. Na ja, wir nahmen das hin, war doch eine ärztliche Bescheinigung des Hausarztes bereits eine der Voraussetzung für die Einstellung gewesen.

Doch dann kam Karl, einer meiner Zimmerkollegen, ein ganz eifriger und fleißiger, aufgeregt zu mir. Er ließ sich gerade einen Schnäuzer wachsen, der zu seinem Leidwesen nicht schnell genug trieb, und von dem er sich zu unserer Erheiterung eines Morgens auf der einen Seite ein Stück mehr als auf der anderen Seite abrasiert hatte. Ich musste lachen und verstand zunächst gar nicht, was er wollte.

»Habt ihr das gehört«, er sah wild in die Runde, auch die anderen wurden aufmerksam, »wir sollen den Arzt von der Schweigepflicht entbinden. Alle. Schriftlich. Ist vom Schulleiter angeordnet!«

»Das gibt's doch gar net«, sagte Gregor in die Stille, ein ruhiger Frankfurter, der sich sonst selten zu Wort meldete, »das gibt's net.« Er schüttelte den Kopf.

Dann redeten wir alle durcheinander. Auch in den anderen Räumen wurde heftig diskutiert. Ziemlich schnell

stellte sich heraus, dass eine Mehrheit der fast dreihundert Auszubildenden nicht einwilligen wollte. Die Klassensprecher wurden beauftragt, dem Schulleiter dies mitzuteilen. Sie kamen unverrichteter Dinge zurück: der Schulleiter hatte ihnen unmissverständlich klargemacht, dass wir bei Verweigerung der Unterschrift sofort die Heimreise antreten konnten und der angestrebte Beruf eines Finanzbeamten in weite Ferne rückte. Ich schloss die Augen, sah den schmallipigen Schulleiter vor mir, der mich an Heinrich Himmler erinnerte. War das die Fürsorgepflicht des Staates? Vor das Bild des Schulleiters schob sich der Naziadler ohne Kreuz. Ich vermeinte die Stimme zu hören: bei Todesstrafe ... Mir wurde kalt. Das hatte ich alles nicht gewusst, nicht wissen können. Warum hing dieser Adler dort immer noch? Der Bundesadler sah doch ganz anders aus, so wie auf den Fünfmarkstücken und wie der Stempelabdruck auf meiner Einstellungsurkunde.

»Heh, was ist?« Karl stieß mich an: »Was machen wir jetzt?« »Nichts«, sagte ich. Die meisten von uns kamen frisch von der Schule, die anderen hatten ihre Lehrzeit beendet und dem Arbeitgeber gekündigt, einige Kollegen vom mittleren Dienst versuchten den Aufstieg. Die winkten eh ab. Den Laden kennen wir schon, das ist hier immer so, sagten sie. Wie meinten die das?

»Nichts machen wir, gleich am Anfang schon Schluss?« Ich unterschrieb. Wir unterschrieben alle.

Ein Kollege bekam Besuch von seiner Frau, die zwei Wochen lang im Ort blieb. Der Schulleiter erhielt eine anonyme Anzeige, nach der dieser Kollege sich im Ort mit Frauen herumtreiben solle. Doch auch nach Aufklärung des Missverständnisses machte der Schulleiter dem Kollegen in einem fürsorglichen Gespräch klar, dass es besser für seine Arbeit und seine schulischen Leistungen sei, wenn die Frau wieder abreisen würde. Der Kollege war bereits seit zehn Jahren verheiratet.

Der Verlobten eines anderen Kollegen wurde, als sie für ein Wochenende im Hotel *Seehof* übernachtete, die Polizei – vier Mann stark – auf das Zimmer gehetzt, da Verdacht auf Prostitution bestände. Auch dieses Missverständnis klärte sich auf. Die scheelen Blicke des Hotelpersonals blieben. Die Verlobte kam nicht wieder.

Dafür kam die Faschingszeit. Die meisten von uns stammten aus Gebieten, wo man Karneval sagte und ihn nicht allzu ausgiebig feierte. Doch die Schulleitung ordnete ein großes, dreitägiges Faschingsfest an. Freiwillige wurden bestimmt, die alle Klassenräume, die Versammlungs- und Sportsäle und die Kantine festlich ausschmücken mussten. Die Freiwilligen bestanden aus denen, die in letzter Zeit, wodurch auch immer, aufgefallen waren. Kostümzwang gab es nicht, aber es sprach sich herum, dass der Herr Leitende Regierungsdirektor (Besoldungsgruppe A 16) niemanden ohne Verkleidung anzutreffen wünschte. Teilnahme war Pflicht. Also schmückten wir die Schulräume und entwarfen Kostüme. Der Bürgermeister, die Pfarrer des Ortes und etliche Geschäftsleute standen plötzlich auf der Gästeliste. Wir wurden nicht gefragt.

Das bayerische Bier floss in Strömen, mit ihm floss der Ärger weg, es wurde sogar noch recht lustig.

Der Katzenjammer kam ein paar Tage später. Während des Festes war gestohlen worden. Neben einigen Kleidungsstücken, die wegen der Kostümierung in der Garderobe aufgehängt worden waren, fehlten etliche Wintermäntel, auch der des Schulleiters.

Die Polizei ermittelte ergebnislos gegen unbekannt. Daraufhin ließ der Schulleiter uns über die Klassensprecher mitteilen, das Faschingsfest sei eine von den Schülern gewünschte und durchgeführte Veranstaltung gewesen. Daher trügen wir die Verantwortung für alles, was geschehen sei. Und deshalb forderte er von uns Ersatz für seinen Wintermantel in Höhe von 150 Mark. Nachdem der erste Unmut verrauscht war, wurden wir dreihundert Schüler

und Schülerinnen uns einig, nicht zu zahlen. Zumal die Schulleitung sich um die den Schülern gestohlenen Kleidungsstücke in keiner Weise kümmerte. Da war nichts mit der ›Fürsorgepflicht des Staates‹. Die Klassensprecher teilten dem Schulleiter unseren Entschluss mit. Es geschah nichts, und wir glaubten, einen Sieg errungen zu haben. Einen Monat später fanden die einwöchige schriftliche Abschlussprüfung und zwei Wochen darauf die sechsstündige mündliche Prüfung statt. Wegen der Prüfungsängste und der anschließenden Freude, als es ›bestanden‹ hieß, hatten wir die Sache mit dem Wintermantel längst vergessen. Doch dem fürsorglichen großen mütterlichen Schoß des Vater Staates war die Sache nicht entfallen. Vertreten durch einen hohen Vorgesetzten mit respektablem Gehalt hielt uns der Schlund fest und wollte uns noch nicht auspeien. Das Abschlusszeugnis wurde uns verweigert. Der Schulleiter verlangte erneut seine 150 Mark für den Mantel. Erst nach Zahlung könnten die Zeugnisse, maßgebend für unsere berufliche Zukunft und Existenz als Zollinspektor, ausgeteilt werden.

Vor der Ausgangstür, im Inneren dieses Gebäudes aus den dreißiger Jahren, im Rücken des Pleitegeiers, der mit seinen Krallen nichts mehr zu halten hatte, war eine Theke aufgebaut. Auf der Theke lagen in alphabetischer Reihenfolge unsere Zeugnisse. Hinter der Theke stand ein Beamter, der gegen Zahlung von fünfzig Pfennig jedem wortlos sein Zeugnis zuschob.

Wir zahlten alle.

Für fünfzig Pfennig Inspektor der Bundesrepublik Deutschland im Jahre des leitenden Herren neunzehnhundertachtundsechzig! Die Investition hat sich gelohnt, wie die Besoldungstabelle zeigt. Die Verzinsung ist kaum auszurechnen, sie liegt weit über tausend Prozent. Der Schulleiter wurde wenig später vom Leitenden Regierungsdirektor zum Finanzpräsidenten befördert. Im Unterricht über das Beamtenrecht hatte er uns den Artikel 33

Abs. 5 des Grundgesetzes mit den ›hergebrachten Grundsätzen des Berufsbeamtentums‹ besonders ans Herz gelegt. Das hatten wir nun begriffen. Dass diese Bestimmungen aus einem Nazigesetz von 1933 stammten, hatte er verschwiegen.

Etliche Jahre später, nach weiteren ähnlichen und schlimmeren Erlebnissen dieser Art, bei denen der Staat, also die öffentliche Hand, also die Körperschaft des öffentlichen Rechts, deren Vertreter wir wählen dürfen, mehr als einmal gegen seine eigenen Gesetze verstieß, verließ ich den sicheren mütterlichen Schoß des Vaterlandes, um zu studieren. Ich wollte mir nicht länger die Finger schmutzig machen, indem ich Anordnungen, die ich für falsch hielt, befolgen sollte. Ich war kein guter Befehlsempfänger. Meiner heutigen Meinung nach befindet sich ein großer Teil der vorhandenen kriminellen Energie im Bereich des Adlers.

Ende der achtziger Jahre kamen neue Bestimmungen auf, nach denen die interne Ausbildung bei den Finanzverwaltungen ähnlichen externen Ausbildungen gleichgestellt wurde. Ein neuer Berufsbegriff wurde kreiert: Diplom-Finanzwirt. Das geschah aber nicht automatisch. Durch einen befreundeten ehemaligen Kollegen erfuhr ich, dass man sich nachgraduieren lassen konnte. Er brachte mir das fotokopierte simple Antragsformular mit. Ich füllte die wenigen Zeilen aus, unterschrieb, klebte eine achtzig Pfennig-Marke auf den Umschlag und schickte das Ganze an die Oberfinanzdirektion. Innerhalb recht kurzer Zeit bekam ich meine Urkunde als Diplom-Finanzwirt. Für achtzig Pfennig, Etwas mehr als die fünfzig Pfennig für die Inspektorurkunde. Aber inzwischen war das Leben ja auch etwas teurer geworden und die Gehälter waren gestiegen.

Eigentlich dürfte ich das alles nicht erzählen, denn zu den ›hergebrachten Grundsätzen des Berufsbeamtentums‹ gehört die Amtsverschwiegenheit. Auch nach Beendigung

des aktiven Dienstes. Immerhin habe ich Anspruch auf eine amtsangemessene Amtsbezeichnung. Lassen wir die Tautologie einmal weg; das ist erreicht. Für eine Mark und dreißig. Zusammen. Wer aber nun diese seltsamen Grundsätze, die vom alten König Friedrich Wilhelm von Preußen stammen, die die Kaiserzeit, die Weimarer Republik und die faschistische Diktatur überstanden und sich rudimentär in das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland geschlichen haben, ›hergebracht hat‹, weiß ich immer noch nicht so recht. Ein Demokrat kann es nicht gewesen sein.

Nachsatz 1:

Saul Friedländer schreibt: »Dieses Gesetz (*Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums v. 7. April 1933*, der Verf.) zielte in seiner allgemeinsten Intention darauf, die gesamte Regierungsbürokratie umzugestalten, um ihre Loyalität gegenüber dem neuen Regime sicherzustellen. Seine Ausschließungsmaßnahmen, die für mehr als zwei Millionen staatlicher und städtischer Beschäftigte galten, waren gegen die politisch Unzuverlässigen, hauptsächlich Kommunisten und andere Gegner der Nationalsozialisten, und gegen Juden gerichtet.

Der Historiker Uwe Dietrich Adam nennt die Bezeichnung »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« eine »zynische Umkehrung des eigentlichen Sachverhalts«. Das Gesetz setze zudem eine Zäsur und sei unübersehbarer Anfangspunkt einer formalrechtlich abgesicherten Strategie, die auf die Ausschaltung der jüdischen Minderheitsbevölkerung abziele.

Nachsatz 2:

Wie sich in den neunziger Jahren herausstellte, war das Hauptzollamt Düsseldorf zuständig für die ›Verwertung‹

der den Juden weggenommenen Wertgegenstände. Ausgenommen Gemälde. Die riss sich ein gewisser Herr Göring unter den Nagel. Aber auch davon hatte niemand etwas gewusst. Und es tauchte in den Chroniken der Hauptzollämter nicht auf.

Cuba libre

Hinter mir und meinem Nebenmann hockten Friedhelm Enders und Uwe Heinemann vor ihrem Tisch. Das heißt, sie versuchten, dort einigermaßen vernünftig zu sitzen, was seit einiger Zeit nicht mehr möglich war, weil das Eisengestell des Tisches an zwei Stellen angebrochen war und ein Bein nachzugeben begann, sodass eine schiefe Ebene entstanden war und der lange Enders kaum noch seine Beine unter die Platte bekam. Wir hatten das unserem Klassenlehrer gemeldet. Er hatte die Sache begutachtet und versprochen, es dem Hausmeister zu stecken. Aber nichts geschah. Dann hatten wir nach einigen Wochen unseren Klassensprecher zum Direx geschickt, um das Maleur bekannt zu geben. Wir wollten vor allem vermeiden, dass Enders und Heinemann für den Schaden verantwortlich gemacht werden würden. Nichts geschah. Der Hausmeister, den wir in der Pause einmal direkt ansprachen, versprach sich zu kümmern. Nichts geschah. Es nahten die Ferien und damit die Zeugnisausgabe. Der letzte Schultag, dem wir mit gemischten Gefühlen entgegen sahen. Gut war, dass es Ferien gab, doch fielen sicherlich nicht alle Zensuren zur Freude insbesondere der Eltern aus. Der Unterricht am letzten Tag war locker oder konnte gar nicht mehr so genannt werden. Auch die Lehrer hatten keine Lust mehr. Der Tisch war immer noch kaputt. Vielleicht lag es an unserer guten Laune, möglicherweise an unserer sich langsam entwickelnden Kritikfähigkeit: als

eine Stunde ganz ausfiel und man uns sagte, wir sollten uns bis zur Zeugnisausgabe ruhig verhalten, kamen wir auf eine Idee.

Vier Mann packten den derangierten Tisch, die anderen reihten sich dahinter ein, der kleinste von uns kaum oben drauf, es sah aus wie beim Fronleichnamzug. So wanderten wir aus dem Klassenraum hinaus, durch den langen Flur zum Ausgang, über den Schulhof auf die Straße. Er wisse eine Werkstatt, hatte ein Mitschüler gesagt. Er ging vorweg. Unsere leichte Marschbewegung verlockte zum Singen. Vielleicht nutzen wir das Singen eher wie das Pfeifen im Walde, um uns Mut zu machen. Mit einem Bein auf dem Bordstein, mit dem anderen auf der Straße zu marschieren, hatten wir schon einmal auf einer Klassenfahrt geübt. Also los, durch die Stadt. Die Leute schauten etwas seltsam, sagten aber nichts. Plötzlich fing einer an, das Lied vom Negeraufstand in Kuba zu singen. Ein unzulässiges, rassistisches und diskriminierendes Lied. Das wussten wir damals nicht, uns machten der Text und die einfache Melodie Spaß. Außerdem fanden wir das Lied besser als das von der braunen Maid oder dem Hamburger Viermaster.

»Negeraufstand ihien Kuba,
Schüsse gellen durch die Nacht,
Menschen werden abgeschlachtet
und die Todestrommel kracht!
Umba umbaassa, umba umbaassa, umba äh oh äh oh äh,
Umba umbaassa, umba umbaassa, umba äh oh äh oh äh.«

Das ›in‹ bei Kuba musste man ziehen, sonst haute der Rhythmus nicht hin. Besonders der Refrain ließ uns laut grölen. Es folgten drei oder vier weitere Strophen mit fürchterlichen Texten. In einem schlachtete der alte Negerhäuptling sogar einen Säugling, klar, das musste sich ja reimen! Dass vier Jahre später Fidel Castro und Che

Guevara mit ihren Leuten die brutale, von den USA gedeckte Batista-Diktatur in Kuba beseitigen würden, ahnten wir nicht. Das ahnten außer uns viele nicht, wenn überhaupt jemand etwas wusste über Kuba. Wo lag das eigentlich? Da gab es keine Bodenschätze, und so kam es wohl im Erdkundeunterricht nicht vor.

Dass um 1900 herum die Kubaner sich mit Hilfe der US-Amerikaner in einem Krieg von den spanischen Kolonisatoren gelöst und aus Siegesfreude einen Cocktail mit Coca-Cola »Cuba libre« genannt hatten, war uns natürlich auch nicht bekannt. Und Romane von Hemingway lasen einige von uns erst später. Hemingway bekam ein Jahr nach unserer Aktion den Literaturnobelpreis und der *Alte Mann und das Meer* tauchte dann im Deutschunterricht auf.

So gelangten wir zur Werkstatt und unsere vier Träger setzten den Tisch ab. Die Mechaniker sahen sich das Ding an, nickten und meinten, in zwei Wochen sei der Tisch fertig. Rechnung an die Schule, sagte unser Klassensprecher. Ja klar, meinten die Werkstattleute.

Die Schule, das war das math. nat. Friedrich-Bährens-Gymnasium in Schwerte an der Ruhr. Ohne den berühmten und engagierten Herrn Bährens, der im 18. und 19. Jahrhundert tätig war, sähe es in diesem Provinzörtchen sicher noch schlimmer aus als eh schon. Der Arzt und Pfarrer Friedrich Bährens führte hier 1799 die erste Pockenschutzimpfung durch. Das war wohl eine Revolution. Schwierigkeiten bekam dieser fortschrittliche Mensch zunächst mit seinem Vater, der in Meinerzhagen unterrichtete und etwas dagegen hatte, dass sein Sohn gegen Ende des 18. Jahrhunderts ebenda eine höhere Schule für Jungen und Mädchen gründete, was leider zu unserer Zeit in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts noch nicht wieder vorgesehen war, obwohl die Schule nach ihm benannt wurde. Das mit den Mädchen hat man uns damals gar nicht erst erzählt. Bährens eröffnete außerdem einen

Pflanzgarten für künftige Weltbürger, man kann es kaum fassen. Er forcierte ziemlich den Straßenbau, insbesondere den von Schwerte nach Hörde über Berghofen. Nahezu en passant unterrichtete er neben Religion und Naturgeschichte sechs Sprachen, dabei vor allem Latein, was sich bis in die heutige Zeit ausgewirkt hat, denn obwohl es sich beim Gymnasium in Schwerte um ein mathematisches naturwissenschaftliches handelt, wird dort seit langem auch Latein angeboten. Eine Qual für die meisten, für einige wenige, die logisch denken können, kein Problem. Ob wir mit unserer Protestaktion logisch gehandelt hatten, war uns nicht ganz klar. Aber nun war es passiert. Ziemlich kleinlaut wanderten wir zur Schule zurück. Das Donnerwetter ließ nicht lange auf sich warten. Irgendwie war die Aktion wohl zur Schulleitung durchgedrungen, außerdem hatte man uns nicht in unserem Raum angegriffen. Der Klassenlehrer rauschte in die Klasse und ließ eine fürchterliche Schimpfkanonade los. Von Disziplinarverfahren, Schulverweisen, Nichtversetzungen war die Rede. Und überhaupt, seine ganze Pädagogik, mit der er ja Menschen aus uns zu machen versprochen hatte, sei konterkariert worden. Konterkariert, sagte er. Ein Wort, das wir noch nie gehört hatten. Wir verstanden es allerdings, lernten ja Latein. Und die Zeugnisse gebe es zur Strafe nicht. Sagte es und verließ den Schulraum, wobei wir im letzten Moment bei ihm ein leichtes Grinsen, das er sich nicht verkneifen konnte, festzustellen glaubten. Man ließ uns lange schmoren. Einige von uns begannen unruhig zu werden. Mein Vater ist Jurist, sagte einer, wir haben einen guten Rechtsanwalt, ein anderer. Dann kam der Klassenlehrer erneut herein, die Zeugnisse unter dem Arm. Er verteilte sie wortlos. Ihr habt das gar nicht verdient, sagte er. Haut bloß ab! Das ließen wir uns nicht zwei Mal sagen.

Nach den Ferien entdeckten wir den geschweißten Tisch in der hintersten Reihe. Geht doch, erklärte der lange Enders und verstaute seine Beine unter der Platte. Negeraufstand, murmelte Uwe Heinemann und wippte mit dem Stuhl. Mach den bloß nicht auch noch kaputt, meinte unser Klassensprecher.

Der Dichter und das Kind

Ich sitze gern auf einem Felsen oberhalb des Meeres,
wo Menschen noch keine Urlaubsparadiese
geschaffen haben, an einsamen Ecken in Europa,
die es noch gibt, auf Inseln wie Sardinien,
oder anderswo, manchmal ganz in der Nähe,
und ich werde den Teufel tun, diese Stellen zu verraten.
Ich bezeichne sie als Ar Yeodet oder Larrau oder
Das schlummernde Land,
ein jeglicher und eine jegliche mag das Nirwana
anders heißen, erreichen oder erfahren.
Was Menschen möglicherweise empfinden,
wenn sie auf hohe Berge klettern
oder die Topsegel auf einem Dreimaster reffen,
zieht dann durch meine Brust, ich fühle mich gelöst,
frei und ein wenig so, als sei ein Zustand auf der Erde erreicht,
der mit gleichberechtigter Teilnahme an den Entscheidungen
und einem menschenwürdigen Leben für alle zu tun hätte.
Mir bleibt, darüber nachzudenken
und mein Utopia in den Dunst des Meeres zu malen.
Und mich, zurückgekehrt, wieder einzumischen in die
Mühen der Ebene.
Und ich erinnere mich an den Moment, als ich zehn
Jahre alt war,
mir an einem lauen Sommerabend meiner selbst bewusst wurde,
als die Mauersegler am Himmel kreischten,
ich mich wohl fühlte und mir sagte:

an diesen Tag will ich mich mein Leben lang erinnern.
Und ich weiß, was der Dichter Umberto Saba gesagt hat:
Um Kunst zu erzeugen, sei vor allen Dingen notwendig,
dass wir in uns unsere Kindheit bewahrt haben,
die der ganze Verlauf des Lebens zu zerstören trachtet.
Der Dichter sei ein Kind, das sich über die Dinge wundert,
die ihm, dem erwachsen Gewordenen, widerfahren.

Das Ende der Welt

Nicht die Wirklichkeit,
aber mehr als sie ...
kein Traum,
aber Träumen im Wachen
August Strindberg

Karger wurde das Land, schmaler, zerrissener. Eine Halbinsel streckte ihre Nase in den grünen und violetten Atlantik, nur noch kurze Gräser, widerstandsfähige Sedumgewächse und Flechten klebten am Fels, der dann steil abfiel. Nach drei Seiten hin konnten die Reisenden bis zum Horizont ihre Blicke werfen, die durch einen hohen Himmel aufgehalten wurden, durch dessen helles Blau weiße Dunstschichten waberten. Die Sonne stand im Zenit und brannte unerbittlich auf die Haut. Hier konnte es anders sein, dann fegte – auch im Sommer – ein kalter Wind über die Felsnase, das Wasser brandete gegen die Felsen, und die wenigen Besucher versuchten sich an den winzigen Zäunen, die ein Weitergehen verhindern sollten, festzuhalten.

Unwillkürlich blickten sich die Reisenden um, blickten zurück, von wo sie gekommen waren, wie um sich zu vergewissern, dass sie eine Rückzugsmöglichkeit hatten, dass sie gehalten wurden von den Landmassen, die sich nach Osten hin stetig vergrößerten. Blickten über die hellen

Häuser des Dorfes hinweg, den kleinen Kirchturm, die schmale Landstraße, die sich Richtung Audierne zwischen Bäumen verlor; ihre Blicke blieben an den leicht gewellten Höhenzügen der Monts d'Arree und der Montagnes Noires hängen, die graublau im Dunst verschwammen. Dort irgendwo, nördlich von Audierne, erhob sich der Menez Hom mit 330 Metern über den Meeresspiegel, das zählte unweit des Meeresspiegels doppelt, sonst würde man über einen solchen Hügel kein Wort verlieren, doch hier nannten sie ihn den Giganten.

Außerhalb der vorwitzigen Nase des Cap Sizun lagen wie zufällig verstreut Felsen und Felsspitzen im Wasser, einige mussten herhalten, um berühmte Leuchttürme zu tragen, deren Wärter mit abenteuerlichen Geschichten aufwarten konnten. Doch die Zeit der Menschen, die bei Sturm oft wochenlang auf ihren gefährdeten Bauwerken ausharren mussten, auf dem Ar Men oder dem La Vielle, ist endgültig vorbei. Eine elektronische Zentrale an Land sorgt heutzutage dafür, dass zur rechten Zeit die Blinkfeuer eingeschaltet werden.

Niemand hatte die Reisenden gerufen. Oder eingeladen, in das Land ihrer Sehnsucht zu kommen. Auch war kein Krieg anberaumt worden, kein Überfall, keine feindliche Übernahme, jedenfalls nicht in westlicher Richtung – eher im Süden, auf dem Balkan, in diesem Jahr 1999. Kriegskredite wurden nicht eingesammelt oder neue Steuern erhoben, noch nicht. 1914 hatten sie die Sektsteuer erfunden, damit ihr Großadmiral Tirpitz seine Schlachtschiffe, Minensucher und U-Boote bauen lassen konnte. Die Kriegsflotte wurde dann in der Schlacht am Skagerrak ziemlich zusammengeschossen, später von den Engländern requiriert und im schottischen Scapa Flow an die Kette gelegt. Wo sie sich 1919 selbst versenkte. Die letzte deutsche Heldentat. Trotz Sektsteuer, die bis heute gilt. Sie brachte dem Fiskus im Jahr 1998 immerhin 1,1 Milliarden Mark ein.

1939 hatte man die Deutschen wieder nicht gerufen, dennoch kamen sie, die Krauts, die boches. Väter wurden zu den Waffen gezwungen, fanden sich in Frankreich wieder, schickten Pakete mit Cognac und Schokolade nach Hause. Die wenigen Wochen, bis Frankreich besiegt und teilweise besetzt wurde, waren für die Soldaten beider Seiten und die französische Zivilbevölkerung fürchterlich. Unaufgefordert hatten sich die Reisenden zum wiederholten Male aufgemacht in das Land der glutroten Sonnenuntergänge, wo die Menschen heute ihre Freunde waren und sie die ihren, anders als früher. Und sie froh waren, freundlich aufgenommen zu werden. Erneut befanden sie sich im Land der glutroten Sonnenuntergänge an der Pointe du Raz. Im Land ihrer Sehnsucht. Dort im Westen, wo man ohne Schiff nicht weiterkommt, wo Europa sich seinem Ende zuneigt, wo die Erde am Abend untergeht und froh ist, vom milden Licht des Mondes, dem Abglanz der verschwundene Sonne, beleuchtet zu werden. Wo die Herren des versunkenen Atlantis in der Baie des Trepasses nach ihren Sklaven brüllten, bevor sie gemeinsam mit ihnen ertranken.

*

Am Rand eines steilen Felsabhangs, auf der Suche nach einer Mulde zum Träumen, rutschte dem Kletterer die noch leidlich gefüllte Rotweinflasche aus der Hand, überschlug sich auf dem nächsten Vorsprung, zersplitterte und verschwand im Nichts. Aufgeschreckte Möwen warfen ihm vorwurfsvolle und misstrauische Blicke zu. Das Land der Träume, das Land seiner Sehnsucht war erreicht, der Kletterer spürte es unangenehm hart in seinem Rücken; er rieb sich am Fels, kleine Steinbrocken rollten abwärts. Wieder hatte es ihn in diese Gegend gezogen, ins Finisterre, an das finis terrae, das Ende der Welt, an die Pointe du Raz. Wo es Orte gab, die er kannte oder die ihn

an solche erinnerten, die ihnen ähnelten, obwohl er wusste, dass es gefährlich war, die Orte der Erinnerung erneut aufzusuchen, denn die Erinnerungen sind fragwürdig, sie spielen uns Streiche, beschönigen und verändern. Die Orte – oder die Erinnerungen – konnten sich im Lauf der Zeit so gewandelt haben, dass man kaum etwas wiedererkannte. Und doch kehren wir sehnsuchtsvoll an die Plätze zurück, die wir gut im Gedächtnis behalten zu haben meinen oder im Herzen oder im Bauch, auf der Suche nach der Jugend oder dem Glück von damals; den Ärger lässt uns das Gehirn oft vergessen.

Der Ankömmling ließ seine Augen schweifen, weit nach Westen ging der Blick, über die türkisfarbene und dunkelblaue Fläche der schier endlosen Wassermassen, hier und da von weißen Kräuselwellen unterbrochen. Das große flache Halbrund, so weit das Auge reichte, eine scheinbar ebene Fläche bis zum Horizont; die Erde ist eine Ebene, er sah es deutlich; man würde ihn naiv schelten und ihm etwas über die Kugelgestalt der Erde erzählen, die eigentlich birnenförmig sei. Das musste er glauben. Ebenso den gestochen scharfen Fotos der Raumfahrer, die den kleinen Planeten von allen Seiten gesehen hatten. Der ihnen als blau, unfassbar schön und als so einsam und verletzlich erschienen war.

Außerdem, dachte der Kletterer, nachdem er eine ihm genehme Mulde entdeckt, seinen Pullover ausgezogen und zur Polsterung unter sich gelegt hatte, außerdem gab es seit fünfhundert Jahren den Bericht von Antonio Pigafetta, dem Schreiber des Fernão Magelhães, der im Gegensatz zu seinem Kommandanten zu den wenigen gehört hatte, die mit dem letzten Schiff dieser Expedition die erste Erdumrundung schafften, als lebender Beweis für die Kugelgestalt.

Der Kletterer roch die würzige Luft des Salzwassers, den Duft der Sedumgewächse, die sich neben den weißen, röt-

lichen und gelben Flecken der Flechten an die steilen Felsen klammerten. Er vermeinte, die letzten Tropfen des verschwunden Rotweins auf den Lippen zu schmecken. Unter ihm dröhnte das Meer, schlug an die Felsen, höhnte unablässig den Stein. Über ihm wölbte sich ein hellblauer Himmel; in der Ferne über dem Horizont, am dunstigen Ende der Welt, standen Gewitterwolken. Blau das Meer, blau der Himmel. Blau die Farbe der Ferne, der Sehnsucht. Jeder Reiseprospekt nutzte das aus. Der Blaue Planet wird die Erde genannt, die Astronauten haben ihn so gesehen. Doch das All ist nicht blau, es ist das Wasser, das häufig auch türkis, grün oder grau wirkt. Die Farbe wird durch unsere Sehzellen bestimmt, sie ist nicht für alle Lebewesen gleich, niemand kann mir sagen, ob dein Blau nicht mein Rot ist. Wer träumt nicht vom geheimnisvollen Zauber der blauen Blume des Novalis, vom Trunkensein?

Flach sah die Ebene des Wassers aus, die harte, blaue Ebene, vor der sich alle Piloten fürchteten. Und doch trägt das Auge! Trog auch das Ohr? Die Nase? Die Zunge? Die Haut, die den Wind fühlte? Vielleicht, dachte der Kletterer, wenn er noch eine Zeitlang hier bliebe, genau aufpasste, auf die Klänge der Natur horchte, auf die Stimmen des Ozeans, vielleicht verstände er irgendwann, was da geraunt und gemurmelt wurde. Manchmal glaubte er, ganz nahe dran zu sein.

Weiter flogen die Gedanken des Träumers in der Mulde, des Müßiggängers. Er fühlte sich wie in der Gondel eines Ballons, unter dem sich die Erde hinwegdrehte. Über Kontinente, über die Weiten der Meere zogen die Gedanken, die Vorstellungen von der Welt, und verloren sich irgendwo bei Vanuatu, bei den Neuen Hebriden oder den Tongainseln in der Südsee. Im Meer, das Joseph Conrad den Spiegel der Unendlichkeit genannt hatte.

Gedanken über die Evolution überkamen ihn, wenn er in solchen Situationen vor sich hinräumte. Was war aus

dem Menschen, dem Tier mit Verstand und Bewusstsein, im Lauf von zwei oder drei Millionen, vielleicht sogar sechs Millionen, Jahren geworden? Das Wesen, das hervorragende Kunstwerke schuf; das medizinische Operieren durchführte, die an ein Wunder grenzten, zum Beispiel die Verpflanzung eines Teils der Leber eines Vaters in den Körper seines zweijährigen Sohnes. Das aber auch fürchterliche Kriegswaffen erfand und gegen Zivilbevölkerung einsetzte. Das, wie zwischen 1933 und 1945, Millionen Menschen tötete, oder, wie Pol Pot in Kambodscha, eine Million, und wie 1993/94 in Ruanda, fast 800.000 Menschen der eigenen Bevölkerung ermordete. Konnte dieses Wesen der Evolution einen Sinn verleihen, der über den rein biologischen hinausging?

Der französische Philosoph Michel Serres vergleicht die menschliche Sprache der Kommunikationsprozesse, die er für gelungen hält, mit den Methoden von Einzellern, die auf andere Art und Weise auf ihre Umwelt reagieren und sehr schnell Nachrichten in ihrer Umgebung verbreiten können. Fast so schnell wie im Internet. Darin sieht er nicht unbedingt einen Vorsprung der Menschheit, er, der Philosoph der Neuzeit, hofft lediglich, dass unser Schicksal unter dem Zeichen der Transzendenz, des jenseits der sinnlichen Erfahrung Liegenden, steht, doch beweisen ließe sich das nicht. Dies sieht er wie ein Schwanken, ein Zögern zwischen der Anerkennung einer numinosen Macht und eines kategorischen Atheismus. Also keine Entscheidung, keine Behauptung, der Mensch ist dies, der Mensch ist das, oder so ist es. Die Liebe sei die einzige Lösung, aber meist würde sie verzehrt von der Macht, dem Geld, der Konkurrenz und der Zerstreuung.

Dem könnte er beipflichten, dachte der Mann im Fels. Letztere sind hochgelobte Begriffe des Kapitalismus, der den Menschen vorgaukelt, alle könnten Sieger sein, wenn sie nur wollten. Und der die meisten gleichzeitig mit un-

menschlichen Methoden zu Verlierern macht, bis vielleicht eines Tages die Menschheit als Ganzes zu den Verlierern auf diesem Globus gehört. Sic! werden die Einzeller sagen, und die Nachricht vom Verschwinden des Homo sapiens wird sich blitzschnell durch alle Ozeane verbreiten. Niemand wird ihn vermissen.

Letztendlich reicht unser Verstand vielleicht doch nur dazu, den alten sokratischen Satz vom »Ich weiß, dass ich nichts weiß« zu begreifen. Aber es wäre schon etwas, wenn die Menschheit das zu Beginn des dritten Jahrtausends akzeptieren würde, es würde allen Hochmut, die Arroganz und die unselige Behauptung vom Menschen als Krone der Schöpfung relativieren. Oder, um es mit einem Gedicht von Paul Celan auszudrücken: »Ein Nichts / waren wir, sind wir, / werden wir bleiben, blühend: / die Nichts-, die / Niemandrose.«

Der Versunkene wusste nicht, wo er gewesen war, als er wieder zu sich kam. Vielleicht im Land der blauen Blume, das über unsere Erfahrungsgrenzen hinausgeht. Der Fels in seinem Rücken war hart, holte ihn zurück an den Steinstrand der Wirklichkeit. Wieder rollten kleine Brocken über die Felskante und verschwanden lautlos und einen Moment lang, der ihn erschreckte, sah er sich über die Felskante stürzen. Sein Mund fühlte sich trocken an. Er verfluchte seine Unachtsamkeit, den Wein verloren zu haben, kramte in seinem Rucksack nach der Wasserflasche. Das tat gut – wie herrlich kann Wasser schmecken, wenn man Durst hat, dachte er. Er war angekommen, angekommen im Land seiner Träume, dem Sehnsuchtsland, im Land zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Alltag und Ausnahme, zwischen Traum und Bankautomat, aus dem er die Scheine hervorzaubern musste, die man so dringend braucht, die nicht leicht zu erwerben sind. Zwischen der Wucht der Atlantikwinde und dem unverwechselbaren Geruch der Schalentiere, der Meeres-

früchte, dem Duft nach altem Hafenwasser und dem Dieselqualm der Fischkutter, die er jetzt von oben, da unten auf dem Wasser, klein wie Spielzeuge, ihre Spur ziehen sah, auf dem Weg in den heimischen Hafen. Heute Abend würde es frischen Atlantikfisch geben!

Wir sind doch keine Dodos

Aus dem fünften Testament, Vers 6, Gleis 7

Am Anfang war der Dodo, am Ende nicht mehr. Das kam so:

Der Dodo als solcher, also mehrfach weiblich und männlich, lebte herrlich und in Freuden auf seiner Pazifik-Insel im weiten, weiten stillen Ozean. Wahrscheinlich seit tausenden von Jahren. Es hätte alles so schön sein können! Leider tauchten plötzlich seltsame hölzerne Gefährte auf, die schwimmen konnten.

Mit ihnen kamen weiße Männer auf die Insel, welche Grippeviren, die Syphilis und ein weißes Pulver mitbrachten, das höllisch krachte. Danach war man tot. Überhaupt brachten diese Leute, die sich Christen nannten, dadurch den Tod in gewaltigem Umfang in die Südsee. Aber die Männer brauchten sich gar nicht so anzustrengen und ihr Pulver zu verschießen, denn den Dodo und seine Frau und seine Kinder konnte man einfach so fangen. So sparten sie sich das Pulver auf für die Menschen, die auf anderen Inseln lebten.

Auf der Insel Mauritius, die natürlich nicht so hieß – alles in der Welt hieß anders, die Europäer waren die letzten, die die Welt entdeckten –, lebten damals nur Tiere. Der Dodo, der nach den Kategorien weißer und weiser Männer zu den Taubenvögeln gehören soll, lebte jedenfalls dort ungestört von einheimischen und fremden Menschen und in Frieden mit den anderen Tieren.

Das änderte sich. Nachdem die Seefahrer die Insel erst einmal entdeckt hatten, kamen sie immer wieder, manche ließen sich dort nieder. Obwohl der komische Vogel nicht so gut schmeckte, töteten sie ihn nach Belieben. Er ließ sich leicht fangen, denn er kannte keine Feinde und der liebe Gott hatte vergessen, ihm das Fliegen beizubringen. Das wäre sehr wichtig gewesen, wenn man europäischen Eroberern entkommen möchte.

So geschah es – und der liebe Gott ließ das aus unerfindlichen Gründen unfairerweise zu –, dass die Dodos immer weniger wurden. Erzählt wird, dass irgendwann im 17. Jahrhundert ein besoffener englischer Matrose einen Dodo mit dem gezielten Wurf einer noch halbvollen Flasche Whisky tötete. Erst später wurde mit Erschrecken festgestellt, dass es der letzte gewesen war.

Aber so geht es den Europäern bis heute häufig: erst nehmen sie alles in Besitz, dann nutzen sie es für ihre Zwecke. Und ihr seltsames Wirtschaftssystem befiehlt ihnen, den Verbrauch bis zum Letzten zu steigern. Und wenn dann alles weg ist oder sie selbst einen Virus, ob Grippe oder etwas anderes, mitkriegen, sind sie ganz erschrocken. Solange sich gesundheitliche oder andere Katastrophen weit entfernt, wie die Europäer meinen, abspielen, sind sie ihnen ziemlich egal.

Offensichtlich hat der liebe Gott vergessen, ihr lieber Gott, den sie am liebsten der ganzen Welt aufzwingen möchten, der öfter sehr vergesslich zu sein scheint, ihnen ein Immunsystem gegen manche Viren mitzugeben. Aber jetzt hat der höchste Vertreter des Bodenpersonals, also der katholische Papst, versprochen, mal mit dem lieben Gott, den er den Herrn nennt, zu reden. So kann das nicht weitergehen.

Wir sind doch keine Dodos!

In jenem ach so heißen Sommer

- Das war damals ein verdammt heißer Sommer.
- Erzähl mir nix.
- Doch, ich weiß es noch wie heute, damals gab es heiße Sommer und kalte Winter.
- Und, was soll's?
- Also, wenn ich, später als das, was ich eigentlich erzählen will ...
- Das hat man schon gern!
- ... später also, wenn ich manchmal abends von der Arbeit mit der letzten Straßenbahn von Dortmund nach Hörde kam, die fuhren damals noch bis in die Nacht, dann war dort natürlich der letzte Bus nach Berghofen weg.
- Klaro, das hat sich bis heute nicht geändert. Du hast gearbeitet?
- Und ob. Bei der Deutschen Bank als Lehrling. Mein oberster Chef war Dr. Dr. h. c. Hermann-Josef Abs, Vorstandsvorsitzender und ehemaliges NSDAP-Mitglied. Es hieß, der leite die Bundesrepublik Deutschland und nicht Dr. Konrad Adenauer. Aber das nur nebenbei. Bus war also weg, deshalb hieß es kantapper kantapper den Berg hinauf, denn wie der Name schon sagt, liegt Berghofen auf dem Berg.
- Und wo, bitteschön, liegt dieses Berghofen außer auf einem Berg?
- Das liegt, das erwiderte ich damals auf solche Fragen meist, um die Sache einfacher zu machen und lange geografische Erörterungen zu vermeiden, das liegt bei Aplerbeck.
- Aplerbeck?
- Ja, Aplerbeck, das verstand jeder. In Aplerbeck gab es die Irrenanstalt. Das hieß damals so, den Begriff Psychiatrie kannte man nicht. Die Leute nickten zustimmend,

schaute einen aber etwas seltsam an und meinten, dann sei ja alles klar. Aplerbeck!

Ich also kantapper kantapper zu Fuß den Berg hinauf nach Berghofen, aber vorher lag noch am Wegesrand diese endlose Stahlfabrik ›Phönix‹ von der Dortmund-Hörder-Hütten-Union, später Hoesch. Tor 1, Tor 2, Tor 3, Tor Bickefeld. Über drei Kilometer. Und ich natürlich mit etlichen Bierchen intus und keine Kneipe mehr offen. Ganz schön ermüdend.

– Wo sich jetzt dieser tolle Phönix-See erstreckt.

– Genau, die Fabrik haben sie an die Chinesen verkauft und das Loch dann mit Wasser volllaufen lassen. Nicht mit Emscherwasser, das reichte nicht und stinkt immer noch zu viel, die Köttelbecke. Wo früher schweißtreibend malocht wurde, entwickelt sich heute ein Nobelwohnviertel mit Segelbootbetrieb. Das nennt sich Strukturwandel. Drei Schichten gab es, jedes Mal über alle Dörfer mit Sirenengeheul verkündet, damit es keiner verpennt konnte: um sechs Uhr morgens, um 14 Uhr und um 22 Uhr. Kein Stillstand, damals schon nicht. Das Sirenengeheule machte mich morgens um sechs wach und erinnerte mich an die Fliegeralarme von 1943 bis 1945.

– So alt bist du schon?

– Das tut nix zur Sache. Also, wo war ich liegen- bzw. stehengeblieben? Ach ja, beim Tor Bickefeld, ganz in der Nähe vom Busbetriebshof, wo noch früher mal die Straßenbahnen einfuhren, doch davon gleich. Dort standen und schnarchten die Busse und erholten sich vom Stress des Tages, wie zum Hohn für mich. Manchmal hatte ich Glück, dann wurde es hell.

– Was heißt hell? Gab es keine Straßenlaternen?

– Doch doch, die gab es. Ab und zu war Hochofenabstich in Hörde, dann wurde der ganze Himmel bis nach Aplerbeck und Berghofen erleuchtet. Die Beleuchtung oder gar Erleuchtung der Dörfer sozusagen als Abfallprodukt der Eisengewinnung. Und dann konnte man auch den

›Feurigen Elias‹ beobachten, einen Spezialzug, der das aus dem Hochofen gewonnene heiße, flüssige Eisen in die Fabrik brachte. Es dampfte und zischte und sah gefährlich aus. Manchmal fielen brennende Brocken runter.

– So kam die große Erleuchtung über die Dörfer.

– Du sagst es, sozusagen als Abfallprodukt. Dann weiter. Es kam die Unterführung, oder besser: ich kam zur Unterführung unter der Eisenbahnlinie von Hörde nach Aplerbeck.

– Da ist es wieder, dieses seltsame Dorf.

– Sag ich ja. Die Straße verlief in einer S-Kurve, und dort hatte August, ein flotter Straßenbahnfahrer, den Motorwagen der damaligen Schmalspurstraßenbahn zwischen Hörde und Schwerte aus den Schienen gekippt. Das war vor dem Busbetrieb. August sah wirklich flott und fesch aus, hochgewachsen, schwarzhaarig, mit Menjou-Bärtchen. Wie ein Typ aus einer ungarischen Operette. Und wie der Steuermann eines Großseglers stand er an seinem Fahrerpult, bediente die Klingel mit dem Fuß und kurbelte, was das Zeugs hergab, oder besser: das Elektromotörchen. August fuhr immer sehr schnell. Und einmal dann zu schnell. Erfreulicherweise erhob sich seitab eine mit Wiese bewachsene Böschung, die dafür sorgte, dass die Sache glimpflich ablief. Die Bahn legte sich auf die Seite, als sei sie müde. Paar Schrammen für das Gehäuse und für die Leute. Sonst nix passiert. August sah man einige Zeit nicht mehr, dann tauchte er als Schaffner auf einer anderen Linie wieder auf. Gut gelaunt wie immer, schnell, einige derbe Sprüche auf Lager. Er absolvierte den neuen Job, genauer gesagt, die Degradierung, ebenso souverän wie den Job an der Stromkurbel. Und irgendwann bediente er, sitzend, was ihm überhaupt nicht behagte, die Technik eines neuen Großraumwagens. Dessen Schnelligkeit er aber vorsichtshalber nicht mehr völlig auslotete.

Also ich unter der Eisenbahnlinie durch und dann fing der Berg an, der dem Dorf, das wohl achthundert Jahre alt ist, seinen Namen gegeben hat. Schrieb sich früher mal Béarghoawen. Die erste Hügelwelle des Sauerlandes. 130 Meter hoch. Noch nicht so hoch wie der Freischütz im Schwerter Wald mit seinen 200 Metern, dazu komme ich noch.

– Wenn das so weitergeht, eine leere Versprechung.

– Lass mich doch mal ausreden! Ich ging weiter, nämlich weiter hoch, an der Haltestelle ›Weiche‹ vorbei (da weichte oder wich nichts mehr, nur die Kneipe hieß noch so) bis zum Iltisweg und dann links ab. Vorher kam ich aber noch bei der Bockstation vorbei.

– Bock-was? Is'n das? Nie gehört, spinnst du?

– Nee, echt. Dorthin brachten die Leute ihre brünstigen Ziegen und Schafe zum Decken.

Die Ziege hieß übrigens früher ›Bergmannskuh‹. In der Station wurden die Böcke gehalten.

Vielleicht war auch 'n Eber dabei, wenn mal 'ne Sau im Bollerwagen stand.

– Wat et nich allet gibt!

– Gab! Weiter. Kantapper kantapper, beim Iltisweg links ab.

– Knorke, schnaffte, und dann?

– Ich wollte ja nur kurz mal erzählen, wo dieses Dorf liegt, in dem sich damals dieser ach so heiße Sommer abspielte. Das war nämlich vorher, vor der Deutschen Bank und dem Abs, als ich so um die sechzehn Jahre alt war. Ein heißer Sommer und Sommerferien. Ich zu Hause. Damals fuhr man noch nicht in Urlaub, das leistete sich unsere Familie erst Jahre später mal, zum Bodensee. Ich lungerte also so da rum. Einmal fuhr ich mit dem Fahrrad durch's Dorf. Eigentlich fuhr ich jeden Tag durch's Dorf, aber einmal wohl besonders. Und da kam sie mir mit dem Rad entgegen.

– Wer?

- Ja, dieses Mädchen, das ich schon lange kannte, die Schwester eines Schulfreundes, mit dem ich heimlich Zorro-Filme im Kino geguckt habe. Offiziell machten wir zusammen Schularbeiten.
- Du kommst schon wieder vom Thema ab.
- Nee, gar nicht. Mit diesem Mädchen hatte ich mich schon auf Kindergeburtstagen gebalgt. Und sie hatte mir die Hände zerkratzt. Die war nämlich widerborstig und kratzbürstig. Diese schwarze Katze. Das gefiel mir.
- Die kam dir entgegen?
- Ja, und blieb stehen. Ich natürlich auch. Hm, weiß nicht mehr, was wir geredet haben, nicht viel, glaube ich. Haben am Lenker rumgespielt, die Klingel ausprobiert, was man in solchen Situationen eben so macht. Und dann sind wir, unabgesprochen, als habe das jemand angeordnet ...
- Eine Himmelsmacht?
- So was in der Art, es war ja ein heißer Sommer, dann sind wir die Straße, die Berghofer Straße, hochgefahren, sind links abgebogen, dann wieder rechts und kamen zum Schwerter Wald.
- Im Wald da sind die Räuber. Dort hast du ... geraubt?
- Nein, dort hat sie ... gewährt. Aber das erkläre ich dir gleich. Nochmal zurück zu den Benennungen. Der Ort hatte ja außer der Hauptstraße nix Eigenes. Der Wald nach Süden hin ist nach Schwerte benannt, und nach Norden den Berg runter, meinen Kantapperberg, fließt unser Gewässer als Hörder Bach in die Emscher.
- Flüsse und Bäche fließen meist bergun...
- Quatsch nicht son Kokolores, veräppeln kann ich mich selber.
- Und was habt ihr sonst so gemacht in den heißen Ferien, außer Schwimmbad?
- Manchmal sind wir mit mehreren Jungens ein Bier trinken gegangen, bei Grete, da gab's Kronenbier.
- Und?
- Haben Skat gespielt – und über Frauen geredet.

– Frauen?
 – Nun, ja, Mädchen!
 – Und?
 – Nix und. Viel Gequatsche und wenig dahinter. Was sonst. Wenn wir Mädchen gehabt hätten, hätten wir nicht Bier trinken müssen. Hätte, hätte, Fahrradkette.
 – Ach ja, Fahrrad, ihr zweibeide also mit den Fahrrädern ...
 – Wir also mit den Rädern in den Wald. Und wegen der holprigen Wege und damit es länger dauerte ...
 – Damit was länger dauerte?
 – Ja, eh, das Zusammensein eben ... sind wir abgestiegen und zu Fuß weiter, schiebend.
 – Und dann?
 – Kamen wir so ungefähr zum Freischütz.
 – ?
 – Ja, so nennen sich da oben auf der zweiten Hügelkette des Sauerlandes ein Veranstaltungssaal und eine Gaststätte. Und weil wir damit bei der Oper sind: dort gонdelte unser Operettenkönig quasi als Bajazzo mit seiner Bimmelbahn auch vorbei, mit uns drin, wenn wir zur Oberschule fahren, und dann immer abwärts bis nach Schwerte an der Ruhr hinunter. Aber wir wollten nicht zum Freischütz, jedenfalls ich nicht. Ich wollte zum Blauen See. Das war der hochtrabende Name für ein Riesenloch, das ein ziemlich dicker Brocken, abgeworfen aus einem englischen Bombenflugzeug, in Wald und Boden gerissen hatte. So dreißig bis vierzig Meter im Umkreis. Das Loch hatte sich mit Wasser gefüllt und sah bei klarem Himmel und Sonnenschein, zum Beispiel in ach so heißen Sommern, manchmal richtig schön aus, blau, blausilbern, und der Himmel, die Sonne und die Bäume spiegelten sich in der glatten Oberfläche des Sees. See ist irgendwie übertrieben, aber Teich wäre zu wenig. Die Hütte war mir eingefallen. Nee, Hütte ist übertrieben, eine überdachte Parkband am Rand des Sees, auf einer leichten Anhöhe.

Dorthin lenkte ich nun Schritte, Fahrrad und Begleiterin.
Und dann hockten wir da, ich rechts, sie links.

– Wieso du rechts?

– Ja klar doch, als Rechtshänder nimmt man das Mädchen mit dem linken Arm um die Schulter und ...

– Und mit dem rechten?

– Der blieb erst mal untätig. Aber von rechts ging das mit dem Küssen ganz gut. Das ergab sich nämlich wie von selbst.

– Die Himmelsmacht ...

– Die Himmelsmacht oder wer oder was. War mir doch egal. Hauptsache wir küssten uns und ich schmeckte die Lippen und roch den Duft der Haut. Manchmal schauten wir auch auf den Spiegel des Sees, aber ich glaube, wir sahen nichts. Da war nichts Kratzbürstiges mehr oder so. Da war alles weich und anschmiegsam. Schön! Das hätte unendlich so weitergehen können.

– Aber?

– Plötzlich hieß es: ich muss nach Hause. Die Eltern – und ich bin sonst nicht so lange weg. Das könnte Ärger geben. Wir also wieder los, diesmal sofort auf die Räder und direkt mang auf der Landstraße abwärts in unser Dorf hinein. Bevor wir uns trennten, mit Küsschen, noch nicht in Sichtweite der elterlichen Hoheitsgebiete, verabredeten wir uns für's Kino am nächsten Sonntag.

– Im Sommer, bei der Hitze, ins Kino?

– Jau, nach Aplerbeck, das hatte drei dieser Etablissements und war weit weg von zu Hause, eine halbe Stunde zu Fuß den Berg hinunter. Und dann im Parkett, im Dunklen das Händchenhalten.

Wie das prickelte. Ob wir das heute überhaupt noch nachempfinden können?

– Was habt ihr denn gesehen?

– Erstens haben wir kaum etwas gesehen und zweitens kann ich mich nicht erinnern. Auf die Filme kam es doch

nicht an. Einmal, glaube ich, irgendetwas mit O. W. Fischer, grausam, den konnte ich nie ausstehen.

– Filme?

– Ja, jede Woche wechselte das Programm. Und dann möglichst in der letzten Reihe vor der Rückwand des Palastes.

– In jenem ach so heißen Sommer!

– Ja, in jenem ach so heißen Sommer!

Fundsache in der S-Bahn

Zur Entnahme des Löschers Lasche ziehen und Abdeckblech entfernen

1.
Zur Entnahme des Löschers soll man eine Lasche ziehen, die sich aber anscheinend nicht am Löscher, sondern am Abdeckblech oder sonst wo befindet und die Entfernung des Abdeckbleches ermöglicht – Möglicherweise!
2.
Zur Entnahme welchen Gegenstandes auch immer (es ist nicht zu erkennen, was sich hinter dem Abdeckblech befindet) soll man des Löschers Lasche ziehen. Ein sehr schöner Genitiv, verbunden mit einer Alliteration. Man kommt aber nicht ohne Weiteres an den Löscher heran, weil er sich hinter dem Abdeckblech befindet. Allerdings kann man bei diesem Unternehmen, der Deutschen Bahn AG, davon ausgehen, dass es sich, sowohl was den Genitiv als auch die Alliteration betrifft, um reine Zufälle handelt (Antwortschreiben des Vorstandes der DB klingen anders).
3.
 - a) Ob das Publikum im Ernstfall weiß, was gemeint und zu tun ist, ist zu bezweifeln.
 - b) Gibt es zwei Laschen?¹

¹ Veröffentlicht als »amanda fuchs«.

Die Maßnahme

Da ich ein politisch und am Gemeinwohl unseres Landes interessierter Bürger bin, habe ich beschlossen, zur Gesundung der Staatsfinanzen beizutragen. Anlass ist ein Hinweis durch die uns politisch Leitenden in den Medien, wir alle, wie es heißt, hätten über unsere Verhältnisse gelebt (wobei ich nicht so genau weiß, was diejenigen, die von ›unseren‹ bzw. meinen Verhältnissen reden, damit meinen). Nun ist es mir gelungen, meinen Gürtel enger zu schnallen, das heißt ich habe ihn von 105 Zentimeter Länge auf 95 Zentimeter verkürzt. Der Gürtel sitzt jetzt auf dem so genannten letzten Loch, aus dem manche Leute dann noch pfeifen können sollen. Mehr geht aus Alters- und medizinischen Gründen nicht, denn mein Hausarzt hat warnend seinen Finger erhoben und mir versichert, ein weiteres Loch zur Verkürzung zu bohren sei ernsthaft gesundheitsschädlich. Auch meine Krankenkasse protestierte, denn ich sei verpflichtet, mich um meine Gesundheit zu kümmern, um nicht die Gemeinschaft der Versicherten unnötig zu belasten. Zum ersten Mal habe ich übrigens als junger Mensch vom Gürtelengerschnallen gehört, als ein gewisser Ludwig Erhard Bundeskanzler war. Der hatte vorher als Wirtschaftsminister angeblich für das deutsche Wirtschaftswunder gesorgt, aber das Gürtelproblem wohl vergessen.

Was nun?

Ich esse nur noch die Hälfte und kaufe vorwiegend bei ALDI und NETTO, die aber, was die Behandlung ihrer Angestellten und den Bezug ihrer Waren betrifft, keinen allzu guten Ruf haben. Da unsere Gesellschaft in Deutschland dabei ist zu überaltern, wie man fast allen Medien entnehmen kann, möchte ich auch aus diesem Grund mein Scherflein zur Gesundung unserer Staatsfinanzen beitragen (meine eigenen Finanzen habe ich bisher in Ordnung halten können, ich bin nicht überschuldet).

Meine Rente ist nicht sehr hoch, sodass ich damit den Sozialsystemen nicht allzu sehr zur Last falle. Da ich – wie empfohlen – privat zusätzlich vorgesorgt habe, wäre möglicherweise alles einigermaßen in Ordnung gewesen. Leider ist durch die Finanz-, Wirtschafts- und Systemkrise so einiges durcheinandergeraten, auch das Zinsniveau. Ich bekomme einen Zinssatz für meine Ersparnisse, der erheblich unter der Inflationsrate liegt. Zurzeit beträgt dieser Satz dort 0,01 Prozent. Das kann man wohl gar nicht mehr ausrechnen. Auch haben unsere Regierung und die Vereinigung der Versicherungen ziemlich klammheimlich eine Neuregelung beschlossen, wodurch meine Lebensversicherung mir wesentlich weniger als geplant auszahlen wird. Das bedeutet, der Gürtel wird mir automatisch durch die Verhältnisse enger geschnallt. Rettungsschirme gibt es, wie mir das Bundesamt für Finanzen mitteilte, nicht für Privatpersonen. Wo kämen wir da hin! Einmalige Sonderzahlungen nützen im Prinzip nichts, denn ich brauche jeden Monat eine Summe Geldes, die ausreicht. So aber werde ich automatisch ärmer gemacht und kann leider die Binnennachfrage nicht erhöhen. Deshalb werde ich in manchen Medien als geizig verschrien. Medikamente und Beiträge für Krankenkassen werden stetig teurer. Genehmigt hat das der so genannte Gesetzgeber, also unsere Vertreter, obwohl zurzeit drei Minderheitsparteien, die ich nicht gewählt habe, zusammen die Regierung bilden. Die Mehrheit des Volkes wollte es so. Man kann von Lemmingen allerdings keinen Verstand erwarten, obwohl die meisten Menschen, im Gegensatz zu den Lemmingen, lesen, hören und denken können sollten. Wie lange ich mir noch ein relativ normales Leben in diesem unseren Staat leisten kann, weiß ich nicht. Hartz IV und das Sozialamt sind keine verlockenden Angebote. Ich habe schon einmal einem Hartz-IV-Empfänger geholfen und kenne mich da ein wenig aus. Ich habe mein Auto abgeschafft, weil das einen unkalkulierbaren Kostenfaktor

bedeutet. Allerdings werden die Monatsfahrkarten der öffentlichen Verkehrsmittel stetig teurer, die Leistungen schlechter. Ob wenigstens eine Art Sozialticket zustande kommt, ist noch offen. Die Leistungen der öffentlichen Verkehrsanbieter werden dadurch wohl nicht automatisch besser.

Da ich bei meinem Ableben nicht viel hinterlassen werde, weiß ich nicht, wozu es nötig ist, dass die mir gegen meinen Willen zugeteilte Identifikationsnummer zwanzig Jahre über meinen Tod hinaus ihre Gültigkeit behält. Dass sie auch ab der Geburt gilt, interessiert mich nicht, da es diese Regelung der Erfassung zum Zeitpunkt meiner Geburt in Nazideutschland noch nicht gab. Allerdings hatten die Nazis auch schon raffinierte Möglichkeiten der Erfassung, ihnen ist schon damals kaum jemand entgangen. All zu weit in die Zukunft schauen möchte ich im Augenblick nicht. Das ist mir zu ungewiss – und wer kann das schon? Selbst die Prognos AG in der Schweiz ist in dieser Hinsicht sehr vorsichtig.

Wie ich gelesen habe, ist die nächste Diätenerhöhung der Bundestagsabgeordneten und eine Gehaltserhöhung der Minister und Ministerinnen nebst Kanzler bereits von diesen selbst beschlossen worden.

Ich wünsche uns allen gut Loch und hoffe, dass die Maßnahmen greifen.

Die feine Zunge

Unweit des Ortes Smail, wo eine der alten Brücken unter Obhut der UNESCO als Weltkulturerbe den Kanal du Midi überquert, fuhren wir mit den Fahrrädern vom Treidelpfad ab und in das nächste Dorf mit Namen Mirepeisset hinein, wo wir außerhalb einen Campingplatz für die Nacht fanden. Wir schienen eine seltsam verlorene Ecke des Landes erreicht zu haben. Es fing mit den Entfernungsangaben zum Campingplatz an, die sich von zunächst einem halben Kilometer auf einen Kilometer steigerten, je näher wir dem Ziel kamen; die folgenden Hundertmeterangaben stimmten in keiner Weise mit meinem Kilometerzähler überein. Für Autofahrer mag es nichts bedeuten, doch erschöpft von der Tagestour störten uns solche Täuschungen gegen Abend sehr. Schließlich erreichten wir den an einem Bach unter Bäumen liegenden Platz, dessen liebliche Lage uns friedlich stimmte. Es gab allerdings kein Lokal und keinen Lebensmittelladen.

Auf ein Abendessen hatten wir uns nicht vorbereitet. Also stiegen wir, nachdem das Zelt auf- und die Packtaschen abgebaut waren, erneut auf die Räder und machten uns auf die Suche nach einem Restaurant. Das Dorf wirkte wie ausgestorben. Dunkel lagen die Häuser. Durch ein geöffnetes Fenster sahen wir in einem Kellergeschoss etliche Leute in einem Raum, der kaum möbliert war, ohne Beleuchtung zusammenhocken. Zigaretten glühten. Das sah nach illegalen afrikanischen Arbeitern aus.

Endlich Licht. Die Mairie. Das große, rosafarben gestrichene Gebäude wurde von Spotlights angestrahlt, zeigte sich eingerahmt von zwei kümmerlichen Palmen rechts und links. Die Trikolore hing schlaff an einem Mast vor dem Eingangportal. Das Ensemble hätte beruhigend, beinahe gemütlich wirken können, wenn es nicht so trostlos gewesen wäre. Ein Stück weiter umfing uns neuerlich

das finstere Dorf, in dem wir Straße um Straße erkundeten, Gasse um Gasse, ohne weitere Infrastruktur zu entdecken. Kein Laden, kein Restaurant, nichts. Schließlich gelangten wir zum Ortsausgang am anderen Ende und wollten aufgeben. Wir sahen uns im Zelt unsere Notration essen, Weißbrot mit Ölsardinen.

Mit einem Seufzer trat ich erneut in die Pedale, erreichte eine der Gassen am Ortsrand, die wir bisher nicht durchsucht hatten, umfuhr eine Hausecke und stieß einen Überraschungsruf aus. Vor uns lag ein niedriger Backsteinbau, aus dessen Fenstern gelbes, einladendes Licht quoll. Die typischen rotweißgewürfelten Gardinen ließen unsere Herzen schneller schlagen; alle Zweifel wurden endgültig beseitigt, als wir das Schild über der Eingangstür entdeckten: Restaurant Le Bec Fin stand dort in geschwungenen Lettern. So schnell wie lange nicht schlossen wir unsere Fahrräder ab, öffneten mit einer schmiedeeisernen schwarzen Klinke die gediegene Holztür und erwarteten, die einzigen Gäste zu sein.

Das Lokal war gut besetzt! Es gab zehn Tische, rohe Steinwände reichten bis zur niedrigen Decke, die von wuchtigen, dunklen Eichenbalken getragen wurde. Ein junger, schwarzhaariger Mann mit markanten Gesichtszügen, dominiert von einer schmalen Nase, kam uns entgegen. Er trug die weiße Schürze des Kochs und lächelte uns an. Oui, zwei Plätze habe er noch, wir hätten Glück gehabt, eine halbe Stunde später und ... Er ließ den Satz offen, geleitete uns zu einem Tisch im hinteren Teil des Restaurants. Wie sich herausstellte, handelte es sich um den Chef selbst, um Frédéric Münch aus dem Elsaß. Das könne man an dem »ü« erkennen, belehrte er uns, das gäbe es nämlich im Französischen nicht. Es schien ein Pädagoge an ihm verloren gegangen zu sein, bei allen Gängen des Menüs, die er persönlich an den Tisch brachte, folgten Erklärungen und Erläuterungen. Ob er selbst kochte oder welcher Zaubergeist in der Küche wirkte, konnten wir

nicht klären, uns höchstens denken. Die kulinarischen Köstlichkeiten wurden auf jeden Fall nach seinen Vorstellungen bereitet. Gerade als mich meine Begleiterin fragte, was Bec Fin hieße, einmal mehr war sie die Schnellere und schob mir den schwarzen Peter des Übersetzens zu, erreichten uns Rillettes, ein Fleisch-Schmalz-Gemisch, das unsere Gaumen hervorragend kitzelte. Die amuse-gueules enthoben mich zunächst einer Antwort. Dann kam ein Wurstsalat, natürlich nach elsässischer Art, wie ihn seine deutsche Großmutter zuzubereiten pflegte, bemerkte Monsieur Münch. Als nächsten Gang zelebrierte der Maître bezaubernde Entenschenkelchen in einer beseligenden Soße. Es blieb keine Zeit für mich, unauffällig im kleinen Wörterbuch nachzusehen. Unsere Unterhaltung schlief ein, das Menü erforderte und verdiente unsere gesamte Aufmerksamkeit. Ich dachte an die Bemerkung eines Freundes, der sich darüber beschwert hatte, es kämen zu häufig überschwänglich geschilderte Gastmähler in meinen Erzählungen vor. Das könne doch nicht sein, da müsse doch auch mal etwas schiefgehen. Tut mir Leid, es geht in diesem Feinschmeckerland, wo alle Leute, quer durch die Bevölkerungsschichten Wert auf gutes Essen legen, selten etwas daneben. Und bei Monsieur Münch schon einmal gar nicht. Und um ehrlich zu sein: misslungene Essen schildere ich nicht gern, auch wenn es im Bereich der Bretagne durchaus schon einmal vorgekommen sein soll. Aber nun waren wir im Süden, im Midi. Die Frage, die uns quälte, die wir noch nicht grundsätzlich beantwortet hatten, war, ob wir überhaupt noch Fleisch essen sollten.

»Köstlich, köstlich«, murmelte meine Begleiterin schließlich, die sich auf das Essen konzentrierte, als wolle sie ein Bild malen.

»Das reicht eigentlich schon«, gab ich leise zurück.
Soll man nicht aufhören, wenn es am besten schmeckt?

Doch laut sagten wir nichts, ließen uns überraschen, Einwendungen zu erheben, hätte sicherlich mehr als einen Fauxpas bedeutet. Nach einer kleinen Pause eilte der Mann in der weißen Kochmontur wieder heran. Geflügelkroketten tummelten sich in einer Pilzsauce, dazu gab es Böhnchen, Möhren und Kartoffelpüree. Wir nickten anerkennend, und der Elsässer lächelte erfreut. Zwischendurch begrüßte er weitere Gäste, musste Anrufer, die von weither kommen wollten, auf einen anderen Tag vertrösten. Le Bec Fin war inzwischen voll. Complet.

Er bewirte hauptsächlich Gäste von außerhalb, seine gute Küche habe ihn ziemlich bekannt gemacht, erläuterte der Mann nicht ohne Stolz. Das glaubten wir gern. Zum einen schmeckte es uns ausgezeichnet, zum anderen konnten wir uns nicht vorstellen, dass aus diesem finsternen, ärmlich wirkenden Dorf allzu viele Leute ins Le Bec Fin gingen. So wie es aussah, konnten sich die Anwohner Derartiges nicht oder höchst selten leisten. Außer in der Landwirtschaft und ein wenig durch den Tourismus am Kanal hatten wir in den letzten Tagen keine Arbeitsplätze entdecken können. Vorsichtig erkundigten wir uns nach den Verdienstmöglichkeiten im Dorf. Nicht so besonders, erklärte der Meister. Und die Fremden? Er schloss die Augen, dann schaute er sich um, als fühlte er sich beobachtet, und sagte ziemlich leise: »Die Marrokaner? Ach, die sehen wir kaum, die kennen wir nicht, das geht uns nichts an.«

Wir dachten uns unseren Teil, zumal mit dem Begriff Marrokaner in dieser Gegend Afrikaner schlechthin bezeichnet werden. Die Illegalen arbeiteten sicher in den Weinfeldern oder bei der Kirschernte. Es konnten Menschen aus Burkina Faso dabei sein, wo die feinen Böhnchen angebaut werden, die in den Restaurants von Paris oder vielleicht auch hier, im Le Bec Fin, auf den Tellern landeten, während im afrikanischen Staat Mangel

herrschte. Aber sollten wir deshalb verzichten? Wir verfahren zweigleisig; nahmen das Gemüse, das dem afrikanischen Staat Devisen einbrachte, und unterstützten Burkina Faso zum Beispiel über die Organisation terre des hommes anderweitig. Das Ziel ist, sie erhielten irgendwann reelle Preise für ihre Produkte, die auch der Bevölkerung zugutekämen. Selbstverständlich müssten die Nahrungsmittel in Europa dann teurer werden. Doch solange das Gemüse und die Baumwolle Burkina Fasos, die die beste der Welt sein soll, an der Börse von Chicago gehandelt und die Preise dort bestimmt werden, ist es noch ein langer Weg zu einer gerechteren Verteilung der Chancen in der Welt.

Der Roquefort-Käse war mit Muscat angemacht. Welche elsässische oder französische Besonderheit dies darstellte oder welche Großmutter hier ihre Hand im Spiel hatte, habe ich nicht behalten, aber Monsieur Münch hat es uns damals genauestens erklärt. Zum Nachtisch erhielten wir – auf Empfehlung des Chefs natürlich, wer wagte da zu widersprechen – eine englische Kuchenschnitte mit Obst in süßer gelber Mirabellen-Puddingsauce.

»Ich hätte lieber ein Zitronensorbet!«

»Schweig!« zischte mein Gegenüber.

Den Wein, einen 1990er Corbières Château Jonquières, hatten wir selbst ausgesucht, der Gebieter über Speis und Trank hatte nicht widersprochen. Den petit café gab es in blauweiß gemusterten Tassen.

Wir bezahlten ohne Murren, was verlangt wurde, nämlich nicht wenig, beschlossen stillschweigend, uns zum Ausgleich die ganze nächste Woche selbst zu verpflegen. Dann verabschiedete uns der Kochkünstler aus dem Elsaß, den es aus unerfindlichen Gründen in den Midi verschlagen hatte, lebhaft, öffnete die schwere Eichentür und entließ uns in das finsterste Dorf, das wir auf der ganzen Fahrt erleben sollten.

Erfreulicherweise war der Wind eingeschlummert. Bevor wir uns ebenfalls schlafen legten auf unsere harten Isomatten im Zelt, blätterte ich endlich mit der Taschenlampe in der Hand im Wörterbuch.
Le Bec Fin hieß: Die feine Zunge.

Ich seh schwarz

Es ging um Kunst. Ich war zur Eröffnung, zur Vernissage, zum Empfang geladen. Was zieht man an? Als Quasi-Achtundsechziger ohne erfolgreichen Marsch durch die Institutionen und daher ohne weichen Sessel, ohne verkrümmtes Rückgrat und vergessene Lebensanschauungen, besaß ich weder schwarzen Anzug noch gestreifte Krawatte.

Was zieht man an: Nun ja, eine hellblaue Jeans ohne Löcher, einen dunklen Pulli und eine graue Jacke. Für den, der sonst Pullover bevorzugt, schon ziemliche Zugeständnisse. Aber wir leben in einer toleranten Gesellschaft (dank der Achtundsechziger, zumindest was Haarschnitt, Barttracht und Kleidung betrifft), es würde schon gehen. Es ging. Niemand begaffte mich, niemand schien abwertende Bemerkungen zu seiner Begleitung über mich zu machen. Der Empfang war gut besucht, man stand, in Grüppchen, zu zweit, man traf sich, selbst ich traf jemanden, den ich kannte, ich konnte mich dazugehörig fühlen.

Ich schien nicht aufzufallen. Doch mir fiel auf: bis auf eine verwandte Seele, ein Mann in blauer Jeanskleidung, der sich an der Theke räkelte, trugen alle Schwarz. Frauen und Männer. Schwarz. Die Männer in schwarzen Anzügen, schwarzen Kombinationen, schwarzen Hosen und Pullis, die Frauen in schwarzen Kostümen, schwarzen Kleidern, knielang, bodenlang und hauteng. Eine hatte sich zusätzlich ein Bolerojäckchen übergeworfen, durchsichtiger

Chintzstoff, natürlich schwarz. Wahrscheinlich trug sie ein schwarzes Höschen, sicher, alle trugen sie schwarze Slips. Bei den Frauen lugten schwarze BH-Träger über die Schulter.

Hüte sind selten geworden, manche Frauen trugen ein Käppchen, schwarz. Die Lippenstifte: dunkelrot, fast schwarz. Augenbrauen schwarz nachgezogen; natürlich schwarze Nylons. Mit Mustern oder ohne. Blickdicht und durchsichtig. Aber schwarz. Schuhe dito, selbstverständlich. Da war nichts Helles. Ausgenommen das Bier und der Sekt, fast alle balancierten ihren Sektkelch durch die Gegend. Doch, man bekommt heute auch Bier bei solchen Empfängen, der Fortschritt bleibt nicht stehen. Wie ich gehört habe, gibt es auch Schwarzbier.

Schwarz, das steht, unerbittlich. Obwohl es sich um eine Kunstveranstaltung handelte und nicht um eine Beerdigung. Wie schön, dass die Künstlerin rote Rosen bekam.

Nachschrift:

Auf dem Heimweg fielen mit die vielen schwarzen Kinderwagen auf, die schwarzen Sonnenschirme vor den Kneipen, die schwarze Kleidung in den Schaufenstern der Boutiquen, Schwarz sogar für Kinderkleidung, wie sollen die Kinder fröhlich werden? Als ich, um mich zu stärken, in ein Restaurant ging, begrüßte mich der schwarzgekleidete Koch hinter der Theke. Danach überfielen mich auf der Straße viele, viele schwarze Autos.¹

¹ Veröffentlicht als »amanda fuchs«.

Die Erde – Osterinsel im All

Der Gedanke, die Erde als Osterinsel im All zu sehen, als einsame, vielleicht einsamste Insel des Kosmos, stammt vom berühmten Meeresforscher Jacques-Yves Cousteau. Die Erde ist einer von neun Planeten ›unseres‹ Sonnensystems, das eins von sehr, sehr vielen Sonnensystemen der ›Milchstraße‹, unserer Galaxie, ist. Die wiederum ist nur eine von einer uns nicht bekannten Zahl von Galaxien im Raum. Die Erde ist der dichteste, fünftgrößte und der Sonne drittnächste Planet unseres Sonnensystems. Ihr Durchmesser beträgt ungefähr 12.700 Kilometer, ihr Alter etwa 4,6 Milliarden Jahre. Wissenschaftler haben ihr mögliches Alter, abhängig von der Sonne, mit weiteren ca. fünf Milliarden Jahren geschätzt. Auf der Erde leben zurzeit, im Jahr 2022, geschätzt acht Milliarden Menschen. Die Meinungen über die Zahl der Menschen, die sich auf der Erde ernähren könnten, gehen auseinander.

Die abseits gelegene Osterinsel, vielleicht die einsamste der Welt, als Beispiel für die Lage des bewohnten Planeten Erde im Kosmos zu nehmen, liegt nahe. Andere bewohnte Himmelskörper sind uns nicht bekannt. Die Osterinsel im Pazifischen Ozean findet man auf 27 Grad 9 Minuten Süd und 109 Grad 25 Minuten West. Dort liegt dieser Klecks in der riesigen Wasserwüste. 3.690 Kilometer von Chile, 2.970 Kilometer von den Juan-Fernandez-Inseln vor der Südwestküste Chiles, 4.190 Kilometer von Tahiti entfernt. Ferdinand Magellan segelte im Jahr 1520 nach Umrundung der später Kap Hoorn genannten Spitze Südamerikas mit seinen Leuten daran vorbei. Er fuhr durch die nach ihm benannte Magellanstraße, das weiter südlich liegende Kap wurde erst später entdeckt. Sie wussten nicht, dass es diese Insel überhaupt gab. Auch Pitcairn kannten sie noch nicht.

Im Zusammenhang mit der Frage der Einsamkeit im All, die uns Menschen häufig nicht bewusst ist, wollen wir uns

zunächst einer dieser einsamen Inseln auf der Erde nähern, die im 18. Jhd. bewusst von Menschen gesucht wurde, um sich zu verstecken: Pitcairn. In diesem Fall wurde die Einsamkeit bewusst gesucht, im Fall der Erde ist sie ein Fakt, an dem wir nichts ändern können. Als weiteres Beispiel nehmen wir die noch einsamer gelegene Osterinsel, die, als sie von holländischen Seefahrern entdeckt wurde, bereits seit längerer Zeit besiedelt war.

Inseln regen die Fantasie der Menschen seit je her an. Dort scheint etwas Besonderes mit uns zu geschehen, zumindest wird es erhofft und von Reiseveranstaltern schamlos ausgenutzt. Doch auch Politiker denken oft an Inseln, vor allem welche, die selbst auf einer wohnen, zum Beispiel die Engländer. Die hatten Ende des 18. Jahrhunderts Ernährungsprobleme, vor allem wollten sie ihre Sklaven auf den Antillen (Westindische Inseln, Mittelamerika) preiswert ernähren, die sollten schließlich Geld bringen und ihnen auf ihrer kargen Insel in Europa nicht die Haare vom Kopf essen. So rüsteten sie im Jahr 1787 die Bounty, einen Dreimaster unter Führung des Kapitäns William Bligh, für eine Reise in die Südsee aus, um Stecklinge des Brotfruchtbaums von Tahiti in die Karibik zu bringen. Das Schiff erreichte Tahiti. Das war damals noch nicht lange selbstverständlich, da man nur die Breite mit Hilfe von Quadranten und Sextanten anhand des Sonnenstandes und des Horizonts bestimmen konnte. Also nur bei gutem Wetter. Das Problem mit dem Längengrad musste mit Uhren gelöst werden. Bligh hatte bereits eine Uhr an Bord, eine von Larcum Kendall gebaute. Das Uhrenproblem löste später zum Leidwesen des großen Wissenschaftlers Isaac Newton ein Handwerker, der geniale Uhrenmacher George Harrison. Eine seiner Uhren in einem Londoner Museum läuft heute noch ziemlich genau. Erfolgreich getestet wurden die Uhren auf Fahrten von England in die Karibik.

Zurück in die Südsee. Man landete also auf Tahiti und machten den Leuten dort klar, was man wollte. Setzlinge des Brotfruchtbaumes. Die Einwohner waren einverstanden, das Schiff wurde nach und nach damit vollgepackt. Das dauerte natürlich einige Wochen, inzwischen lernten die englischen Matrosen das in ihren Augen herrliche Leben auf einer Südseeinsel kennen. Und die dortigen Frauen, die keine Vorstellung von europäischer pruder Moral besaßen. Dem einfachen Volk in England ging es nicht besonders gut und den Matrosen schon einmal gar nicht. Dazu kam, dass Kapitän Bligh nicht nur ein exzellenter Seemann war (Kapitän Cook nahm ihn auf einer seiner Forschungsreisen als Navigator mit), sondern oft auch ein harter Vorgesetzter. Wobei es nicht einfach war, auf den damaligen Seglern mit den Rabauken von Matrosen die Disziplin aufrechtzuerhalten. Auf dem Rückweg in die Karibik, in der Nähe der Insel Tonga, nach einer besonders grausamen Auspeitschung eines Matrosen wegen einer Geringfügigkeit und der Beleidigung der Offiziere, die zur Mäßigung rieten, durch den Kapitän, kam es unter Führung des Offiziers Fletcher Christian zur Meuterei. Man setzte Bligh mit 18 seiner Getreuen in einer offenen Schaluppe aus, versehen mit Nahrungsmitteln, Wasser und Kompass, Log, einem Oktanten und einer Taschenuhr. Mitten in der Wasserwüste. Das kam einem Todesurteil gleich.

Mit einer einmaligen seemännischen Leistung gelang es Bligh, die rund 3600 Seemeilen im offenen Boot von Tonga nach Timor zurückzulegen. Timor gehört zu den Kleinen Sundainseln und teilt sich heute in das indonesische Westtimor und den Staat Osttimor auf. Von dort aus erreichte Bligh auf einem englischen Segler mit seinen Leuten die Heimat. Danach erging es etlichen der anderen schlecht, nämlich dem Teil der Meuterer, der auf Tahiti geblieben war. Der Tod durch den Strang war ihnen gewiss. Doch das Leben dort war so schön und die Mädchen

so willig. Die anderen, etwas Schlauerer, machten sich aus dem Staub.

Diese Formulierung trifft die Sache nicht. Sie machten sich aufs Wasser. Mit der Bounty. Doch wohin? Wo sie niemand finden sollte, vor allem die rachsüchtigen Engländer nicht, falls solche noch einmal auf Tahiti auftauchen sollten. Dass Bligh mit ihren Kollegen nach Hause kam, ahnten sie nicht, vermuteten und hofften sie wohl auch nicht. Aber andere englische Schiffe konnten kommen, vor allem, wenn die Bounty mit ihren Brotfruchtbäumen ausblieb. Nach einem vergeblichen Ansiedlungsversuch auf der Insel Tubuai kehrte man nach Tahiti zurück. Danach stach Fletcher Christian mit acht übrig gebliebenen englischen Matrosen sowie mit sechs Männern und etlichen Frauen von Tahiti wieder in See. Wie sich herausstellen sollte, zu wenigen Frauen. Sie durchsegelten die Cookinseln, die Tonga- und die Fidschi-Inseln, dann drehten sie nach Osten ab. Einige der Frauen hatten inzwischen die Gruppe verlassen, sodass neben den neun Europäern noch vier Männer aus Tahiti, zwei Männer aus Tubuai und zwölf Frauen aus Tahiti an Bord waren. Also fünfzehn Männer und zwölf Frauen. Und jetzt ab auf die einsame Insel, so weit fort wie möglich von der europäischen Enge und Gerichtsbarkeit! Aber wohin? Im Osten lag wenig Land, das werden sie wohl seit dem Bericht der Weltumsegelung Magellans, aufgeschrieben durch den Italiener Pigafetta, der mit wenigen überlebte, gewusst haben.

Am 15. Januar 1790 sichteten sie die Insel Pitcairn, die zuvor noch kein Europäer betreten hatte, die im Jahr 1767 von Engländern entdeckt worden war. Pitcairn liegt mitten im Pazifik, fernab jeder Handelsroute. Die Position war damals mit einem Fehler von rund 180 Seemeilen (ca. 330 km) in den Seekarten der Admiralität eingezeichnet, was mindestens einer Tagesreise entspricht. Die Insel bot, falls sie bewohnbar war, daher das ideale Versteck. Dass

sie keine Bucht besaß, die als Hafen geeignet war, wussten sie noch nicht. Da Christian außerdem die Befürchtung hegte, dass sich einige Leute mit dem Schiff davonmachen könnten, steckte er (oder einer der anderen, das ist nicht ganz klar) die Bounty in Brand. Nun saßen sie fest. Auf einer der einsamsten Inseln der Welt. Es wird angenommen, dass Kapitän Bligh den Bericht über die 1767 von Europäern erstmals erblickte Insel kannte, die auch Cook schon besuchen wollte. Aber auch er konnte nicht ahnen, dass die Meuterer sich diesen Klecks in der Wasserwüste zum Überleben ausgesucht hatten. Es ging, man konnte durchaus dort leben, die Nachkommen zeigen es bis heute. Doch das Ungleichgewicht der Geschlechter sorgte für Mord und Totschlag. Es ist für Menschen nicht einfach, auf engem Raum zusammenzuleben. Pitcairn liegt 2.120 Kilometer von Tahiti entfernt, von der Osterinsel 2.000 Kilometer.

Der US-amerikanische Robbenjäger Mayhew Folger mit seinem Schiff Topaz sichtete am 6. Februar 1808 eine Insel, die auf dieser Position unbekannt war. Er wunderte sich über den Rauch auf der als unbewohnt beschriebenen Insel. Als die Topaz in der Bounty Bay ankerte, ruderten drei junge Inselbewohner zum Schiff, die Folger auf Englisch mitteilten, dass sie Nachkommen der Bounty-Meuterer seien. Die Amerikaner waren einige Tage Gäste in der 35 Personen zählenden Kolonie und führten lange Gespräche. Zum Abschied schenkte ihnen Anführer Adams den Kompass und den Kendall-Chronometer der Bounty. Folgers Bericht stieß aber stieß in Europa wegen der Napoleonischen Kriege auf wenig Interesse.

Die Geschichte der Osterinsel verlief völlig anders. Ihre Koordinaten sind 27 Grad 7 Minuten Süd und 109 Grad 21 Minuten West. Zum Vergleich Pitcairn: 25 Grad 3 Minuten Süd und 130 Grad 6 Minuten West. Der Unterschied klingt nicht nach viel – und doch: die Entfer-

nungen sind erheblich. Die Osterinsel liegt 3.690 Kilometer von Chile entfernt, 4.190 von Tahiti und 2.970 von Caruso (Juan-Fernández-Inseln).

Voneinander entfernt sind die beiden Inseln über 2.000 Kilometer, was allerdings für die Meuterer egal war, denn sie wussten noch nichts von der Osterinsel. Die wurde vermutlich zum ersten Mal zufällig vom europäischen Piraten Edward Davis im Jahr 1687 gesichtet, der mit der *Bachelors Delight* von den Galápagos-Inseln kommend Kap Hoorn umsegeln wollte. Er glaubte, den sagenhaften Südkontinent gefunden zu haben, landete jedoch nicht.

Die Osterinsel ist einer der geheimnisvollsten Orte in der ganzen Welt. Wer und wozu hat dort die gigantischen Steinstatuen aufgestellt? Warum ist die dortige uralte Zivilisation ausgestorben, und zwar offensichtlich so rasant, dass viele Figuren unvollendet geblieben sind? Was war geschehen mit diesen Menschen, als die ersten Europäer dort ankamen?

Am 5. April 1722 landete der Niederländer Jakob Roggeveen, der im Auftrag der Westindischen Handelskompanie unterwegs war, am Ostersonntag dort mit drei Schiffen. Er nannte die Insel Paasch-Eyland, was dem deutschen Namen Osterinsel entspricht, spanisch *Isla de Pascua*; in der Sprache der Ureinwohner hieß sie *Rapa Nui*, was auch die Bezeichnung ihrer Sprache ist. An der Expedition nahm der Mecklenburger Carl Friedrich Behrens teil, dessen Bericht über die Expedition in Europa erschien.

Die Osterinsel ist ein vulkanischer Gipfel, der dem Salas-y-Gómez-Rücken aufsitzt, einem 2500 km langen, submarinen Höhenzug im Südostpazifik. Sie ist außer der Insel *Salas y Gómez* der einzige Berg einer unter dem Ozean liegenden aus Vulkanen bestehenden Kette, der über die Meeresoberfläche hinausragt. Es gibt kein Korallenriff, die Küste fällt bis zu einer Meerestiefe von 3.000 Metern steil ab. Der Küstensaum ist steinig und zerklüftet, an wenigen

Stellen gibt es kleine steinige Sandstrände zu finden. An der Südwestspitze sowie im Osten ragen bis zu 300 Meter hohe Kliffe empor.

Die Osterinsel hat eine Fläche von 162,5 Quadratkilometern, die maximale Länge beträgt 24 km, die maximale Breite 13 km. Die Landschaft ist vulkanischen Ursprungs und besteht im Wesentlichen aus den drei Vulkanen Rano Kao im Südwesten, dem Poike mit seinem Hauptgipfel Maunga Puakatiki im Osten und Maunga Terevaka im Norden sowie deren erodierten Nebenkratern. Der Maunga Terevaka ist mit 507,41 Metern der höchste Berg. Die Vulkane sind vor Urzeiten erloschen, es gibt in jüngeren Zeiten keine Aktivitäten, auch keine Berichte darüber in einheimischen Sagen und Mythen. Vorgelagert sind der Osterinsel einige kleinere, unbewohnte Inseln. Manche Forscher vermuten, dass die Osterinsel schon in den 800er bzw. 900er Jahren bewohnt war: Davon zeugen viele abgebrannte Baumstümpfe der damaligen Zeit. Die ersten Umsiedler könnten auf die Insel noch früher gezogen sein, aber dafür gibt es vorerst keine Beweise.

Die Herkunft der Einwohner ist umstritten. Sie können von anderen Inseln Ost-Polynesiens gekommen sein. Die Rapanui-Sprache gehört dem malaysisch-polynesischen Zweig an und ähnelt der tongaischen, der tahitianischen und der hawaiischen Sprache. Wie man heute weiß, waren die Bewohner Polynesiens und Melanesiens um das Jahr 1.000 herum bereits erfahrene Seeleute, die die Sternennavigation beherrschten. Außerdem richteten sie sich nach Meeresströmungen, Pflanzenteilen, Vögeln und Fischen.

Eine andere Hypothese besagt, dass die Vorfahren der Rapanui-Einwohner aus Südamerika gekommen seien. Dieser Meinung war auch der norwegische Archäologe, Reisende und Schriftsteller Thor Heyerdahl. Um seine Vermutung zu bestätigen, unternahm er im Jahr 1947 seine spektakuläre Floßfahrt ›Kon Tiki‹ von Südamerika aus in

die Weite des pazifischen Ozeans, eine 6.980 Kilometer lange Reise aus Peru zum Atoll Raroia (Archipel Tuamotu). Für die südamerikanische Version sprechen unter anderem spezifische Bauweisen, die für die Inka typisch waren, und der auf der Insel herrschende Kult des Vogelmenschen. Auf der Osterinsel wurden bereits 1722 Süßkartoffeln und Flaschenkürbis angebaut, die damals nur in Südamerika bekannt waren.

2017 wurden DNA-Proben aus der ›voreuropäischen‹ Zeit der Osterinsel analysiert, dabei konnten keine Spuren einer unmittelbaren Vermischung der Inseleinwohner mit Südamerikanern entdeckt werden. Den Wissenschaftlern zufolge waren die ersten Rapanui-Einwohner aus genetischer Sicht Kinder aus gemischten Ehen verschiedener Völker Polynesiens, Ozeaniens und möglicherweise Südamerikas.

Vielleicht waren die Rapanui-Einwohner auch selbst in der Lage, Südamerika zu erreichen, ob vor oder nach dem Erscheinen der Nachkommen der Indianer und Polynesier auf der Insel. Die Migration aus Südostasien nach Polynesien begann vor etwa 3.500 Jahren. Jahrhundertlang erschlossen die Vorfahren der jetzigen Einwohner des südlichen Pazifik-Teils neue Inseln, bis sie dann solche entlegenen Inseln wie Hawaii, die Marquesas und auch die Osterinsel erreichten.

Das größte Geheimnis der Osterinsel besteht in der Frage, wer die riesigen Steinstatuen Moai aufgestellt hat. Ihr Alter lässt sich zurzeit nicht genau feststellen. Es gilt, dass sie zwischen den Jahren 1000 und 1600 gebaut wurden, wobei etliche Statuen unvollendet blieben.

Im Laufe dieser 600 Jahre wurden etwa 800 Statuen aufgestellt. Mehr als 230 stehen auf steinernen Plattformen am Inselufer, fast 400 wurden nie fertiggebaut. Eine von ihnen ist 21 Meter hoch und mehr als 200 Tonnen schwer.

Es heißt, dass auf der Osterinsel höchstens 3.000 Menschen lebten, als die Europäer dort erschienen. Es ist fraglich, ob eine dermaßen kleine indigene Gemeinde, deren Entwicklungsniveau relativ primitiv war, hunderte riesige Statuen aufgestellt haben könnte. Deshalb wird vermutet, dass es dort zu älteren Zeiten eine Zivilisation mit einer entwickelten sozialen Struktur und komplizierten religiösen Kulturen gab. Die aber verschwand – während ihre Statuen blieben.

Hinsichtlich des Aussterbens der Rapanui-Zivilisation gibt es verschiedene Hypothesen. Unter anderem wird vermutet, dass eine Umweltkatastrophe oder ein militärischer Konflikt geschehen sein könnten (sic!). Eine weitere Version vermutet, dass die Einwohner sich zunehmend mit dem Statuenbau beschäftigt und die wirtschaftlichen Aktivitäten vernachlässigt und / oder gegeneinander gekämpft und Teile der Bevölkerung ausgerottet hätten. Eine Gruppe US-amerikanischer Anthropologen um Robert Di Napolin der Oregon-Universität hat herausgefunden, dass die Bauzeit der Moai viel länger gedauert hatte, als ursprünglich vermutet worden war: bis zu den 1750er Jahren. Als die Europäer auf der Insel erschienen, hatten die dortigen Einwohner noch neue Moai-Plattformen gebaut. Davon zeugen die Tagebücher niederländischer, spanischer und britischer Seefahrer.

Das würde bedeuten, dass es Anfang des 17. Jahrhunderts keinen Kollaps gegeben hatte. Als die Holländer kamen, konnten keine Hinweise auf Rivalitäten zwischen verschiedenen Stämmen gefunden werden. Obwohl andere Quellen von zwei Völkern sprechen, den Langohren und den Kurzohren, die sich befehdet hätten.

Die Zivilisation auf der Osterinsel könnte wegen eines Klimawandels ausgestorben sein – dieser Auffassung sind Wissenschaftler aus China, Spanien und Norwegen. Die Autoren sind Experten auf den Gebieten Umweltschutz, Geschichte und Archäologie. Ihre Forschung stützte sich

auf sogenannte paläoklimatische Rekonstruktionen, die es ihnen ermöglichte, die kausalen Zusammenhänge der natürlichen und sozialen Ereignisse auf der Insel nachzuvollziehen. Die Situation auf Rapanui war nie idyllisch: Die Einwohner dieser winzigen Insel mitten im Stillen Ozean mussten ständig ums Überleben kämpfen. In dieser Region spielt zum Beispiel die sogenannte »El Niño-Southern Oscillation« (ENSO) eine wichtige Rolle – so nennt man das Auftreten von ungewöhnlichen, nicht zyklischen, veränderten Meeresströmungen im ozeanografisch-meteorologischen System des äquatorialen Pazifiks. Die warme Phase dieser Oszillation ist als »El Niño« bekannt, die kalte als »La Niña«. Laut der Studie geschah die Verringerung der Bevölkerungszahl auf der Osterinsel normalerweise während kalter Phasen, wenn die Niederschläge minimal waren. Das führte zu mangelhaften Ernten und zu Hungerzeiten. Hilfe von außen gab es nicht.

Die paläobotanischen Angaben weisen darauf hin, dass es auf der Insel sehr viele Pflanzen gab. Dann wurden die Wälder gerodet, um Felder anzulegen, was die Umweltsituation erschwerte. Das Phänomen »EL Niño« berührt auch das Klima auf der Nordhalbkugel und den Golfstrom, der das europäische Klima beeinflusst. Wissenschaftler befürchten, dass die Richtung des Golfstroms durch die Klimaveränderungen umkippen könnte, was das bisher gemäßigte Klima Europas verändern würde.

Es gab auf Rapanui mindestens drei soziale Krisen. Die erste brach zwischen 1450 und 1550 aus und war mit einem Klimawandel verbunden. Europa litt gleichzeitig unter der sogenannten Kleinen Eiszeit. Die zweite Krise ereignete sich zwischen dem Erscheinen der ersten Europäer auf der Insel und den 1770er Jahren. Die dritte Krise im 19. Jahrhundert ergab sich durch den Sklavenhandel und verschiedene durch Europäer eingeschleppte Seuchen. Jedenfalls haben die Wissenschaftler keine Beweise für eine

einzig und klar ausgeprägte soziale Krise entdecken können. Die Bevölkerungszahl auf Rapanui schwankte zwischen 10.000 bis 15.000 Einwohnern in den besten Zeiten und 2.000 bis 3.000 in den schlechten Perioden.

Die Bevölkerungszahl und die Lebensbedingungen waren auf ein sehr niedriges Niveau gesunken, als die Europäer auftauchten und möglicherweise als Retter betrachtet wurden. Was sie aber nicht waren, da sie im Endeffekt die Lebensgrundlagen der Inselbevölkerung – nicht nur hier – verschlechterten. Sie waren nicht gekommen, um zu retten, sondern um Ressourcen zu erbeuten. Was sie im Endeffekt bis heute weltweit tun. Geändert hat sich zum Teil die Art der Ressourcen. Statt Gold ist es heute Lithium. Und geändert hat sich die politische Situation: heute gibt es mehr und auch mächtige Konkurrenten.

Die Menschenzahl auf der Erde wächst, man rechnet in absehbarer Zeit mit 11 Milliarden. Ob die alle ernährt werden können oder Platz zum Leben haben werden, ist offen.

Rettende Holländer gibt es nicht. Und ein Umdenken zu einer nicht alles zerstörenden, verbrauchenden und verschwendenden Lebensweise ist allgemein nicht in Sicht. Es gibt zwar etliche kluge und nützliche Überlegungen, sie werden aber zurzeit von den Entscheidungsträgern nicht umgesetzt.

Da die Menschheit auf der Erde mehr Ressourcen verbraucht als ›nachwachsen‹ können, gibt es Phantasien zur Besiedelung anderer Planeten. Leider sind nach bisherigem Wissen die Bedingungen auf anderen Planeten oder Sonnensystemen für uns nicht brauchbar. In seinem Roman *Mars an Erde* schildert der Schriftsteller Jürgen Lodemann, dass es auf dem Mars schon einmal eine Atmosphäre gegeben haben könnte und Leben. Aber beides verschwand. Also dort wartet keine Rettung für die Menschheit, einschließlich Tier- und Pflanzenwelt. Und auch

die Venus kommt in Sachartikeln nicht gut weg, internationale Sonden brachten keine für Menschen günstigen Ergebnisse.
Die Zukunft der einsamen Osterinsel ›Erde‹ im All ist ungewiss.¹

Freiheit

Dunkle Wolken strichen über die flache Landschaft, der Wind heulte um das Haus, die Bäume bogen sich, Regen würde es geben, nicht zu knapp. Und wie es hinter den Deichen aussah, also vom Land ausgesehen auf dem Meer, das wollte ich mir lieber nicht vorstellen. Gerade überlegte ich, den Kaminofen anzuzünden und ein gutes Buch herauszusuchen, denn bei solchem Wetter gab es wohl nichts besseres als ein gutes Buch, als M. den Ostfriesenanzeiger auf den Tisch warf und fragte: »Hast du das schon gelesen?«

»Was?«

»Das mit den Pferden!«

Nein, hatte ich noch nicht, wollte ja ein Buch lesen, Novellen von Theodor Storm. In einigen der Geschichten kamen Pferde vor, meist vor Kutschen gespannt, doch im

¹ Es wurde u.a. folgende Literatur benutzt: Cousteau, J. Y.: *Osterinsel*, München 1987; Der Bote, Lüdenscheid, 17.7.2021: *Klima-Hilferuf aus dem Pazifik*; diverse Zeitungs- und Zeitschriftenartikel; Feitzinger, J. V.: *Kosmische Horizonte*, Heidelberg, Berlin 2001; GEO Spezial, Südsee, Nachdruck 24/95; GEO Spezial, 2/2000; Hager, Nina: *K(ein) Leben auf der Venus?*, in: UZ v. 27.11.2020; Heyerdahl, Thor: *Aku-Aku, Das Geheimnis der Osterinsel*, Berlin 1957; Lodemann, Jürgen: *Mars an Erde*, Tübingen 2020; Merian: *Unsere Erde*, Jubiläumsausgabe, 12/2008; Nordhoff, Ch. B. / Hall, J. N.: *Die Meuterei auf der Bounty*, Berlin, Wien 1972; Schalansky, Judith: *Atlas der abgelegenen Inseln*, Hamburg 2009; Sobel, Dava: *Längengrad*, Berlin 1996; Sputnik (Deutschland), Archivmeldung 20.10.2020.

Schimmelreiter – ich griff zur Zeitung. Zwölf Pferde, stand dort schwarz auf weiß, zwölf Pferde waren zusammen ausgebüxt, hatten eine Herde gebildet, ohne dass ein Anführer oder eine Anführerin auszumachen gewesen war, sich auf die Landstraße begeben, trotz allen Autoverkehrs, der zum Erliegen kam, und sich auf den Weg in Richtung Bremen gemacht. Ja, wohin denn sonst? schoss es mir durch den Kopf. »Das ist doch klar«, sagte ich.

»Wieso?« fragte M. »Die hätten doch auch nach Aurich rennen können, das ist näher.«

»Nee, wenn Tiere losziehen, ist es seit altersher Brauch, dass sie gen Bremen wollen. Um dann dort Musik zu machen.«

»Warum das denn«, fragte M.

»Irgendwovon muss man doch leben.«

Der Mensch, der den Zeitungsartikel verbochen hatte, ließ allerdings seine Verwunderung durchblicken über die große Anzahl der Pferde, die Tatsache, dass sie allein über die Straße zogen und – das war dem Schreiber überhaupt nicht klar – dass sie anscheinend auf dem Weg nach Bremen waren. Warum, zum Henker, ausgerechnet dorthin, schien auch der sich zu fragen.

Die vier Bremer Stadtmusikanten – der alte Esel, der die Idee gehabt hatte, Musikant zu werden, Packan der Hund, Bartputzer die Katze und Kikeriki der Hahn, alle vier von ihren Herrschaften als alt und unbrauchbar deklariert, waren jeder zunächst einzeln abgehauen, vor allem der Hahn, denn er hatte gehört, er solle am nächsten Tag, wenn Besuch kam, in den Topf. Dann hatten sie sich nacheinander getroffen, der Größe nach, so wie sie später von damals bis heute übereinander thronend dargestellt wurden und werden. Der alte Esel hatte noch früh genug gemerkt, dass auf seinem Hof kein guter Wind mehr für ihn wehte. Der Hund sollte totgeschlagen werden, da hatte er Reißaus genommen. Der Katze sollte es, wie sie bemerkte, an den Kragen gehen. So hatten sich die drei

anderen der Idee des alten Esels, nach Bremen zu ziehen und dort Musik zu machen, angeschlossen. Vor allem seine Behauptung, etwas Besseres als den Tod fände man überall, hatte sie überzeugt, und zu musizieren, also Künstler zu werden, klang sehr interessant. Die Musik könnte zusammen ganz gut klingen, waren sie einhelliger Meinung. Als sie dann am späten Abend im Wald auf ein Haus, das von Räubern bewohnt war, stießen und in der genannten Formation singend durch die Tür brachen, schlugen sie mit dieser Aktion die Räuber in die Flucht, wobei dank der Überlieferungen nicht ganz klar wird, was auf die Räuber schrecklicher gewirkt hatte, die aufeinandergetürmten Tiere oder der Gesang oder beides. Vielleicht war der Gesang bei dem Gepolter ja auch untergegangen. Immerhin fanden sie einiges zu essen, von irgendwovon muss man ja leben, und leben wollten sie, und das Haus war ganz gemütlich. Sie beschlossen zu bleiben. Einmal mussten sie noch tätig werden, denn in der Nacht kamen die Räuber zurück und wollten das Haus, das bestimmt nicht ihr Eigentum war, zurückgewinnen. Das ging gewaltig schief, die vier behaupteten sich – gemeinsam ist man stark – und blieben bis heute in der gemütlichen Waldhütte, denn, so wird berichtet, nach Bremen kamen sie nie, was dort durch etliche Zeugen bestätigt wird.

»Da kannst du mal sehen«, sagte ich zu M., »die sozialutopischen Wünsche der Unterschicht in der bürgerlichen Gesellschaft können durchaus in Erfüllung gehen.«

»Abgesehen von deinem Vulgärmarxismus, abgesehen davon bleibt die Sache doch völlig offen, und nach Bremen kamen sie, wie es scheint, ja nicht. Und das mit der Musik war auch nur eine hohle Versprechung«, erwiderte M.

Immerhin ließ sie sich auf eine Diskussion ein. Bei anderen Gelegenheiten hatte ich erlebt, dass sie mich nur auf die ihr leidlich bekannten Wiederholungen meiner politischen Phantasien hinwies und nicht mehr mitreden

wollte. Ich blieb dran, die Gelegenheit war vielleicht günstig; natürlich symbolisieren die Tiere die prekären Unterschichten, Knechte und Mägde, und ihre Nutzlosigkeit im Alter für die Herrschaften. Und die Hoffnung eben auf Lösungswege für die Zukunft, wenn auch die Wege mehr oder weniger gute Straßen und eine Stadt wie Bremen sein sollte. »Das alles überzeugt mich nicht«, sagte M. Für diesen Fall hatte ich mir schon seit geraumer Zeit eine andere Geschichte gemerkt, die ich der Kurzmeldung einer Tageszeitung entnommen hatte. Solche Kurzmeldungen stehen zwar oft auf der letzten Seite, zusammen mit völlig überflüssigen Personalien irgendwelcher Stars und Sternchen, können aber durchaus spannend sein – oder unwahrscheinlich. Immerhin schaffen sie, die Kurzmeldungen oder die jeweiligen Akteure, es in die Zeitung, immerhin. Unter der Überschrift ›Gemeinsam stark‹ – hört, hört, oder besser: lest, lest! – wurde über einen Heringschwarm berichtet. Der Hering, früher mal ein Allerweltsfisch, der nicht viel kostete, hatte sich durch übermäßigen Gebrauch und Verbrauch in eine Kostbarkeit verwandelt und drohte zeitweise auszusterben. Dank gewisser Einschränkungen beim Fischfang hatte sich der Bestand erholen können und so wurde weiter lustig drauflos gefischt. Der Mensch ist so. Der norwegische Fischtrawler ›Steinholm‹ hatte sich, wahrscheinlich mit Echolot und allem technischen Pipapo ausgerüstet, einem ordentlichen Schwarm genähert und sein perfides Netz ausgelassen. Mit Erfolg, wie es zunächst schien. Das Netz war proppevoll. Doch die Fische waren, verständlicherweise, nicht so ganz damit einverstanden. Es soll ja so etwas wie eine Schwarmintelligenz geben. Als die Besatzung begann, natürlich per Motorwinde, den Fang einzuholen, schwammen die Fischlein wie auf Kommando mitsamt Netz unter dem Schiff durch und brachten es zum Kentern. Gemeinsam ist man stark. Das hatte sich anscheinend auch unter Wasser herumgesprochen. Das Schiff sank, die Besatzung

konnte von einem benachbarten Kutter gerettet werden. Die Fische waren weg. Wie die Zeitungsmacher schrieben, sie schreiben gern so etwas, wenn sie etwas Wichtiges nicht wissen, wie die Zeitungsmacher schrieben, sei nicht bekannt, ob die Fische das Netz hätten verlassen können.

»Na siehst du«, meldete sich M., »nur ein halber Erfolg.«
»Ach was«, knurrte ich unwillig, »natürlich ist das Netz bei der Aktion gerissen, Netz gegen Stahlkiel, natürlich reißt da was, und raus waren sie. Ab in die Freiheit. Die Freiheit der Meere. Die gilt schließlich nicht nur für Menschen.«

»Na, ja«, sagte sie, »aber das sind doch Tiere.«
»Sicher, in Fabeln kommen stets Tiere vor, ihr Verhalten steht für die Menschen.«

»Aber«, hörte ich, »das mit den Musikanten ist ursprünglich ein Märchen und die Heringsnummer eine Zeitungsmeldung, vielleicht sogar eine Ente, ha, ha.«

Ich erklärte: »Die Märchenschreiber waren renommierte und seriöse Wissenschaftler und die Zeitung ist ein anerkanntes Tageblatt in Norwegen. Denen glaube ich das.«

»Dass du auch immer das letzte Wort haben musst!«

»Woher soll ich wissen, dass du nichts mehr sagen willst?«
M. verschwand in der Küche, wahrscheinlich um etwas für das Essen zu bruzzeln, da wollte ich mich lieber nicht einmischen, füllte stattdessen Holz in den Ofen. Draußen begann der Regen gegen die Fensterscheiben zu prasseln. Die Pferde hatte man übrigens wieder eingefangen. Die Fische erreichten den Atlantik.

Hannibal kommt

Wenn sie denn kommen würden. Die Elefanten Hannibals. Über die Südspitze Spaniens – und dann nach Europa hinein. Ins Herz der Länder der Gleichgültigen.

Statt der 27 Elefanten Hannibals die 170.000 Saharais, die seit 40 Jahren im Süden Algeriens in Zelten festgehalten werden. Die wir vergessen haben, weil sie (noch) ruhig und besonnen bleiben, und weil die Frente Polisario, ihre politische und militärische Organisation, (noch) stillhält.

Wenn sie denn kommen würden, weil sie es endgültig leid sind, dahinvegetieren zu müssen am kleiner werdenden Topf oder Tropf der UNO mit ihren Menschenrechten.

Sie kämen, alle, in einem unübersehbaren Zug, langsam schreitend, trommelnd, dumpf trommelnd, mit dem hellen Pfeifen ihrer Flöten, Männer, Frauen und Kinder, dumpf trommelnd, mit klaren, langsamen Schritten, alle hintereinander, Männer, Frauen und Kinder, dumpf trommelnd mit schrillum Pfeifen. Von Süden zögen sie herauf, durch die Wüste, durch Algerien, dann hinüber nach Marokko, dem Land, das ihnen ihr Land weggenommen hat, weiter nach Norden, bis zum Meer bei Tanger und Ceuta, bei der Felsspitze vom Jebel Musa, der Straße von Gibraltar, den Säulen des Herakles. In Ceuta hätten sie bereits Spanien erreicht, noch ohne über die Meerenge gelangt zu sein. Dort, auf der anderen Seite, in Gibraltar, lockt Großbritannien. Das Land müsste sie vielleicht hineinlassen. Doch wir sehen: in Nordfrankreich, bei Calais, leben Flüchtlinge, die nach England wollen, in menschenunwürdigen Hütten und Zelten, die von der französischen Polizei auf Geheiß der Regierung Macron und mit Duldung eines großen Teils der Bevölkerung einfach immer wieder abgeräumt werden. Wohin die Leute sollen und wo sie bleiben, interessiert nicht. Die Fähren zu benutzen, ist kaum möglich, mit Lastwagen und mit

der Kanaleisenbahn ist es äußerst schwierig. Jetzt versuchen es einige mit primitiven Schlauchbooten von Urlaubern. Als Paddel benutzen sie Spaten. 30 Kilometer mit dem Spaten und billigen Plastikbooten – das gelingt kaum. Frankreich und Großbritannien wollen sie nicht, diese Menschen, die schon da sind, aus Afrika, aus Syrien, aus Afghanistan und Werweißwoher.

Weiter würden sie ziehen, diese Sahara-Menschen, die vielleicht, wenn sie es schaffen, bei den Säulen des Herkules schon Europa erreicht hätten, sogar Großbritannien. Männer, Frauen, Kinder, trommelnd, pfeifend, singend, mit den schrillen Gesängen der Rohrpfifen und Dudelsäcke und vielleicht auch mit mancher orgue de barbarie, mit dumpfen Schritten, weiter nach Norden, dort entlang, wo schon der Sage nach Herakles nach dem Raub der Rinderherde des Riesen Geryon bei Gibraltar auf dem Heimweg nach Griechenland entlanggezogen war, durch Spanien, Südfrankreich, Norditalien, Jugoslawien und Nordgriechenland. Allerlei Abenteuer siegreich bestehend, brachte er die Rinderherde heil nach Griechenland, wo sie den Göttern geopfert wurde.

Deshalb würden sie kommen, die Barbaren, wie Eduardo Galeano schreibt, die Barbaren kommen zu den Zivilisierten – und sie würden ihnen beibringen, was Menschlichkeit heißt. Doch die Zivilisierten würden sich wehren, wie sie sich seit Jahrzehnten wehren gegen die Menschen aus dem Süden, die sie jahrhundertlang als Kolonialherren ausgebeutet haben, denen sie heute mit Kriegen und ihrem mörderischen Wirtschaftssystem die Lebensmöglichkeiten nehmen.

Ob die 170.000 Menschen aus der Südsahara heil nach Norden kommen würden?

Wie breit ist die Straße von Gibraltar, die Tankerautobahn genannt wird, weil dort das heilige Öl aus dem Morgenland ununterbrochen durchgeschifft wird? An der schmalsten Stelle sind es knapp fünfzehn Kilometer, das

wäre zu überbrücken, das ist viel weniger als von Libyen nach Sizilien, Malta oder Lampedusa. Und auch kürzer als von Lesbos zum griechischen Festland.

170.000 Menschen, die Bevölkerung einer mittelgroßen deutschen Stadt, zum Beispiel Hagen. Wohin würden sie wollen? Sie könnten nicht darauf warten, bis bürokratische Institutionen der europäischen Länder sich auf eine gerechte Verteilung geeinigt hätten. Nein, darauf kann man nicht warten, da nimmt auch jedes Land höchstens eintausend und kommt sich generös vor. Sie müssten sich einfach Ländereien nehmen zum Leben, wie die Westgoten es ihrerzeit mit Erfolg taten.

Doch eigentlich möchten sie wieder zurück in ihr eigenes Land, westlich liegend der algerischen Südspitze, der algerischen Wüsten, würden lieber ihr eigenes Land besiedeln wollen, wo noch im östlichen Teil des von Marokko völkerrechtswidrig annektierten Landes ihre Landsleute wohnen. Sie würden gern wieder auch den westlichen Teil dieses Landes bis zum Atlantik bewohnen. Woher ein Teil der leckeren Ölsardinen kommt, die *Sardina pilchardus*, für die im Fanggebiet FAQ 34 als Herkunftsgebiet Marokko angegeben wird. Gefangen im mittleren Ostantlantik mit Umschließungsnetzen und Hebenetzen, so genannten Ringwaden. Das muss alles auf den Dosen angegeben sein, so will es die FAO, die internationale Organisation. Doch auf einigen müsste stehen »Westsahara«. Und manche Firma nimmt es nicht so genau mit den Chargenangaben, die Nummer fehlt auf den Dosen, ein Versehen natürlich, und das Fanggebiet FAQ 34 ist groß. Kommen die Fische nun aus 1.11, 1.12 oder 1.13, das nämlich wäre uns wichtig. Aber es geht nicht nur um Fische, nur deshalb allein hätte Marokko sich das ehemalige spanische Kolonialgebiet sicher nicht widerrechtlich angeeignet. Das Gebiet verfügt über wichtige Wasserressourcen und über die weltweit bekannten größten Phosphatvorkommen. Phosphate und Phosphor braucht man für

Düngung und Sprengstoffherstellung. Neuerdings auch zur Herstellung von Lithium-Ionen-Akkumulatoren für die heißgeliebten Elektroautos, mit denen wir den Klimawandel bekämpfen. Aber so, dass die Aktionäre weiterhin ihr bequemes Geld verdienen können. Oh ja, da wird die Sache heiß. Das kann und will man nicht den Saharais überlassen, die können doch damit nichts anfangen. Doch, könnten sie, sie könnten die Ressourcen an die Europäer teuer verkaufen und einen Teil ihrer Wirtschaft damit aufbauen. Das wäre den Europäern aber zu teuer und außerdem will der König von Marokko damit das Geld verdienen. Und mit dem hat die EU ein Assoziierungsabkommen abgeschlossen, das hatte schon die EWG, ja, da war man schnell am Ball. Die Marokkaner sind unsere Freunde, ob dort eine Quasidiktatur herrscht oder nicht, ist egal.

Wir wandern, wir wandern, weiter müssen die 170.000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, wandern, sie sind Auswanderer und noch keine Einwanderer, und viele europäische Länder behaupten, sie seien kein Einwanderungsland. Vielleicht können sich die südlichen Wanderer verbünden mit den Gelbwesten in Frankreich und mit den Zadisten, die sich ein Stück Land in der Bretagne erkämpft haben, nach über dreißig Jahren. Vielleicht müssen die Saharais doch wieder kämpfen, muss die Frente Polisario, die Volksfront zur Befreiung von Saguía el Hamra und Río del Oro, doch die Waffen erneut ergreifen. Die Polisario wurde 1973 gegründet, um gegen die noch bis 1975 bestehende spanische Kolonie Westsahara zu kämpfen.

Das Gebiet wurde nach der »Entlassung des Gebietes in die Freiheit« 1975 von Marokko besetzt, bevor die Saharais eine eigene Staatsstruktur aufbauen konnten.

Nach einem Friedensvertrag im Jahr 1979 mit Mauretanien, das südlich der Westsahara liegt, gab es militärische Kämpfe bis zu einem Waffenstillstandsabkommen im

Jahr 1991. Damit verbunden war die Zusage eines umgehenden Referendums, mit dem die Saharais über die Zukunft der Westsahara abstimmen sollten. Marokko verweigerte dieses Referendum und baute stattdessen eine 2.700 Kilometer lange Mauer um die besetzte Westsahara. Es erfolgte aus Deutschland, das angeblich etwas gegen solche Mauern hat, kein Protest und keine Hilfe.

Das provisorische Hauptquartier der Polisario-Regierung der Demokratischen Arabischen Republik Sahara liegt in Tindouf, im Südwesten Algeriens. In der Wüste, wo nach vierzig Jahren im Zeltdorf die Hoffnung gestorben ist. Die Alten haben resigniert oder sind nicht mehr da, die jungen Menschen aber geben sich nicht zufrieden. Einige arbeiten in Spanien und schicken Geld. Aber für sie hat Europa, wie üblich, nur die prekärsten und unangenehmsten Arbeiten vorrätig. Was waren das noch für Zeiten, als die südländischen Arbeiter, die man dringend brauchte, »Gastarbeiter« bei uns genannt wurden. Immerhin. Obwohl sie eben nur Gäste sein und nach drei Jahren wieder nach Hause gehen sollten. So war es abgemacht, doch es kam anders.

Wenn Hannibal käme, mit nur 27 Elefanten, die Angst und Schrecken verbreiten sollten, doch auch das kam anders. Jetzt würden 170.000 Menschen kommen, eine Zahl, die der Bevölkerung einer mittelgroßen deutschen Stadt entsprechen würde. Oder einer holländischen, oder einer französischen, einer spanischen. Viele Orte in Europa leiden an Bevölkerungsschwund, überall versucht man, die jungen Menschen zu halten, bis hin zum Verbot leerstehender Ferienhäuser. Sogar die Häuser wären da! Wenn sie denn kommen würden, weil sie es endgültig leid sind, dahinvegetieren zu müssen am kleiner werdenden Topf oder Tropf der UNO mit ihren Menschenrechten. Sie kämen, alle, in einem unübersehbaren Zug, langsam schreitend, trommelnd, dumpf trommelnd, mit dem hellem Pfeifen ihrer Flöten, Männer, Frauen und Kinder,

dumpf trommelnd, mit klaren, langsamen Schritten, alle hintereinander, Männer, Frauen und Kinder, dumpf trommelnd mit schrillum Pfeifen. Von Süden zögen sie herauf, durch die Wüste, durch Algerien, dann hinüber nach Marokko, dem Land, das ihnen ihr Land weggenommen hat, weiter nach Norden, bis zum Meer bei Tanger und Ceuta, bei der Felsspitze vom Jebel Musa, der Straße von Gibraltar, den Säulen des Herakles. In Ceuta wären sie bereits in Spanien, noch ohne über die Meeresenge gelangt zu sein. Dort, auf der anderen Seite, in Gibraltar, hätten sie Großbritannien erreicht, ein Noch-Land der EU.

Männer, Frauen und Kinder, trommelnd, pfeifend, singend, mit den schrillen Gesängen der Rohrpfifen und Dudelsäcke und vielleicht auch mit mancher orgue de barbarie, mit dumpfen Schritten, weiter nach Norden, dort entlang, wo schon der Sage nach Herakles nach dem Raub der Rinderherde des Riesen Geryon bei Gibraltar auf dem Heimweg nach Griechenland entlanggezogen war. Daher würden sie kommen, die Barbaren.

Sogar im Jahr 2007 noch behauptete der US-Amerikaner James Watson, ein Nobelpreisträger für Medizin, es sei wissenschaftlich erwiesen, dass die Schwarzen weniger intelligent seien als Weiße. Nicht nur viele Schwarze, auch der derzeitige US-amerikanische Präsident und der »Wissenschaftler« selbst beweisen das Gegenteil. In der Westsahara hinterließ die glorreiche spanische Nation, ein angeblich zivilisiertes Land, einen Arzt, einen Rechtsanwalt und einen Handelsexperten. Das war schon viel, in anderen ehemaligen Kolonien hinterließen die zivilisierten Europäer weniger oder nichts. Ach, das stimmt so nicht: sie hinterließen Zerstörungen, Tote und ausgeraubtes Land.

Zitat: Kleine, zerbrechliche Boote, die das Meer verschlingt, sind die Nachfahren der früheren Sklavenschiffe. Die Sklaven von heute fahren nicht freiwillig. Sie werden

dazu gedrängt. Niemand verlässt sein Land, weil er es will. Von Afrika und vielen anderen Orten aus fliehen die Verzweifelten vor den Kriegen und der Dürre und den ausgelegten Feldern und den vergifteten Flüssen und den leeren Mägen.

Der Verkauf von Menschenfleisch ist auch heute das erfolgreichste Exportgeschäft des Südens der Welt.

(Eduardo Galeano)

Warum, warum nur zieht es diese Menschen zu den Barbaren im Norden? Hoffentlich verhalten sie sich menschlich, wenn sie hier sind, lassen Gnade walten, wenn sie kommen. Die mit ihrem dumpfen Trommeln, tagelang, nächtelang, im Herzen der Finsternis. Noch brennt Tindouf nicht.

Keine Nomaden! Essay über einen Feldversuch

Nicht alle, welche wandern, sind verloren (Tolkien)

Im Sommer des Jahres 2017 tauchten plötzlich bei Menden im Sauerland 500 irische Landfahrer mit über 100 Wohnwagen auf, die sich auf einer Wiese, die einem Bauern gehört, niederließen. Vorher waren sie schon in Düsseldorf auf den Rheinwiesen und im Wallfahrtsort Kevelaer am Niederrhein gewesen. Dort meldeten sie sich beim Bürgermeister, weil sich drei Paare das Ja-Wort geben wollten. In der Gemeinde St. Marien fand die Trauung statt. Aufgrund eines Ultimatums verließ die Gruppe dann ohne Protest die Stadt. In allen aufgesuchten Städten wurden Platzverweise ausgesprochen, denen die irischen Tinker, die keine ›Zigeuner‹ sind, folgten. Über Iserlohn und Hemer fuhr der Konvoi nach Hagen, von wo er auf die Autobahn A 1 nach Norden abbog. Hier endet vorerst der Zeitungsbericht, weitere Nachrichten

könnten durchaus folgen. »Viel Lärm um nichts«, sagt der Betreiber eines Campingplatzes in Eppstein nahe Frankfurt. Bis zu 100 Landfahrer seien im Frühling wie jedes Jahr rund zwei Monate auf seinem Platz gewesen. Es sei wie immer harmlos verlaufen. Es soll in Irland rund 25.000 dieser Traveller geben, die traditionell ein Noma-denleben führen. Sie arbeiten üblicherweise als Klempner, Blechschmiede, Hufschmiede, Pferde- und Schrotthändler und kommen angeblich auch zum ›Teeren‹ nach Deutschland. Es wurde leider nicht recherchiert, woher die Tinker Autos und Wohnwagenanhänger haben und womit sie diese finanzieren. Doch sie ›wandern‹ im 21. Jahrhundert mitten durch das dichtbesiedelte Europa. Vielleicht gehört es zu ihrer Existenz, etwas ›sagenumwoben‹ und ›geheimnisvoll‹ zu sein, was auf die Pohlbürger stets sehr spannend wirkt, ihnen gleichzeitig einen Schauer den Rücken hinunter jagt und Besitzängste auslöst.

Wenn man in so genannten geordneten Verhältnissen aufgewachsen ist, immer ein festes Dach über dem Kopf gehabt hat, ist es schwer, sich in die Lage von Menschen zu versetzen, die wandern müssen, die ohne Ziel unterwegs sind, die zur Flucht gezwungen wurden. Die kein festes Dach über dem Kopf haben und die nicht wissen, ob sie morgen noch da bleiben dürfen, wo sie heute gestrandet sind. In Deutschland soll es (Stand 2016) 300.000 Obdachlose geben, davon leben 25.000 auf der Straße. Im Jahr 2017 schnellten diese Zahlen nach oben. Ein ziemlich schlechtes Bild für einen reichen Staat! In diesem Zusammenhang taucht auch der Begriff Heimat auf, der für viele eine schicksalhafte Verbindung mit dem Geburtsort darstellt, wonach der Mensch seine primäre Heimat nicht wählen kann. Kosmopoliten dagegen weisen den Begriff Heimat als Schicksalsgemeinschaft zurück und erklären diese als Wahlmöglichkeit, bis hin zu unserem ganzen Planeten, der unsere Heimat im Kosmos ist.

*

In den Jahren 1987 und 1988 führten wir, meine Lebensgefährtin Ilse und ich, ein künstlerisches und in gewissem Sinne auch wissenschaftliches Projekt in Form einer einjährigen Reise durch Westeuropa durch, das uns zeigen sollte, wie man besser mit seiner Zeit und den damit verbundenen existenziellen Zwängen umgehen konnte. Wenn wir es auch nach der Reise nicht so extrem gehandhabt haben wie Henry David Thoreau, der nur an einem Tag der Woche arbeiten wollte und an den übrigen sechs nicht. Er hat uns dennoch stark beeinflusst. Die Ergebnisse und Erkenntnisse unserer Reise nutzten wir für die Veränderungen unserer Lebensgewohnheiten, wobei wir vieles reduzierten, sogar – das war das große Ziel – auch die Arbeitszeit für die Brotberufe, was natürlich mit weniger Einkommen verbunden war. Die gewonnene Zeit floss in die Arbeit mit künstlerischen Projekten (Bücher, Bilder und Veranstaltungen), womit irgendwann in begrenztem Umfang auch Geld verdient werden konnte.

Auf dieser Reise lebten wir fast immer draußen, bewegten uns mit einem alten Campingbus, mit Fahrrädern und Zelt oder zu Fuß fort. Dies alles ohne direkten Zwang, es erschien uns als Luxus. Insofern können Überlegungen über Nomaden, Flüchtlinge, andere Wanderer und Obdachlose uns nur annähernd dem Thema des erzwungenen Wanderns näherbringen. ›Nicht alle sollen verloren sein‹, nein, immer und überall gibt es Menschen, die helfen, das haben selbst wir erfahren, wenn wir irgendwelche Probleme hatten oder ein Plätzchen zum Übernachten brauchten.

Wir wollen uns dem Thema über die Verlorenheit sozusagen spiegelbildlich über ›die Nicht-Verlorenheit‹ widmen. Wir selbst fühlten uns unterwegs eher selten verloren; es gab allerdings solche Momente, in denen wir uns

sehr einsam fühlten und uns nicht nur die räumliche Entfernung, sondern auch die Zeitentfernung von Zuhause auffiel. Doch wir befanden uns in einer wesentlich besseren Situation als bestimmte andere Menschen.

*

Als wir den See umrunden, finden wir an seinem anderen Ende, an seinem Anfang, am Zufluss durch den Yvel, das Örtchen Loyat. Von Loyat haben wir noch nie in unserem Leben gehört. Es handelt sich um ein Dorf im Zentrum der Bretagne mit Kneipe, zwei Lebensmittelläden, Fleischerei und Bäckerei. In der Mitte dominiert die Kirche mit schlankem, hohem, spitz zulaufendem Steinturm. Ein Wahrzeichen, das uns auf Radtouren bis zu Entfernungen von zehn oder fünfzehn Kilometern unser Dörfchen sicher wiederfinden lassen wird.

Wir haben einen einsam liegenden, ruhigen Ort gesucht und drei uns unbekannt Städtchen in die engere Wahl gezogen, auf der Karte eingekringelt. Die beiden anderen entsprachen nicht unseren Wünschen, so waren wir froh, als die dritte sich als brauchbar entpuppte. Angeregt hatte uns ein Bericht des Forschers und Expeditionsleiters Thor Heyerdahl, der 1947 mit seiner wahnwitzigen Floßfahrt ›Kon Tiki‹ von Südamerika zu einer Zufallsinsel im Pazifik bekannt wurde. Der war im Jahr 1939 mit seiner Frau zu einem Forschungsabenteuer in die Südsee aufgebrochen und hatte eine einsame, möglichst unberührte Insel gesucht, drei der Marquesas-Inseln in die engere Wahl gezogen und schließlich Fatu-Hiva ausgewählt. Die anthropologischen Forschungen mussten abgebrochen werden, weil die zwei ansässigen europäischen Pfarrer, einer katholisch, einer evangelisch, die Menschen der beiden einzigen Dörfer so aufeinandergehetzt hatten, dass die Sache gefährlich wurde.

Wir hoffen auf ein besseres Ergebnis unseres Experiments, relativ lange unterwegs zu sein und ab und zu in einem kleinen Dorf in einem anderen Land etwas länger zu leben und zu arbeiten.

Der noch neue kleine Zeltplatz, ein Camping municipal, liegt unterhalb des Dorfes am Fluss und befindet sich in städtischer Hand. Bis auf zwei Wohnwagen, in denen Frauen mit nicht schulpflichtigen Kindern wohnen, ist er leer. Die Ehemänner und Väter kommen am Wochenende zu Besuch. Ein Teich gehört zum Gelände, Angler sind zu sehen. Der Etang au Duc, ein See, ist vier Kilometer entfernt. Der Platz ist geöffnet, außer für Nomaden, das steht groß auf einem Schild am Eingang:

Non aux nomades!

Es lebe das freiheitliche Europa!

Noch ist Vorsaison, abends um sieben Uhr kommt eine junge Frau für eine Stunde ins Büro.

»Wie lange wollen Sie bleiben?«

Wir drucksen herum.

»Vier bis sechs Wochen.«

Sie schaut erstaunt. Wir wissen nicht, ob das für sie kurz oder lang erscheint. Wir haben den Eindruck: eher lang. Die Übernachtung kostet umgerechnet zwei Euro und bei der Endabrechnung gibt es Rabatt, Zeitrabatt. Wir haben Zeit. Wir wollen Zeit erfahren, Zeitwohlstand erleben. Hier werden wir eine Zeitlang leben, bevor es uns weiterzieht. Vielleicht bleiben wir aber auch länger? Vielleicht so lange, dass hier das Ende der Reise erfolgt. Vielleicht stellen wir einen Einbürgerungsantrag? Nichts liegt fest. Wir haben uns aber nicht getraut, von zwei oder drei Monaten zu reden, um nicht aufzufallen. Wir gelten als Urlauber, als Touristen, obwohl wir in diesem Jahr eine Art Nomaden sind, seit Frühlingsbeginn. Wir waren schon in Deutschland, in Dänemark, in Holland, in Belgien und in der Normandie unterwegs. Und wir wollen weiter: nach Südfrankreich, nach Spanien und Portugal. Wir sind

nicht vertrieben worden, außer durch unangenehme Arbeitsverhältnisse, doch das ist kein Grund, wir hätten nicht losfahren müssen. Wir haben gespart dafür und hoffen, das Geld wird, bei äußerst sparsamem Umgang, für ungefähr ein Jahr reichen. Das alles ist kein echtes Nomadentum.

Das Schild am Campingplatz-Eingang bringt uns stark ins Nachdenken. Schon oft haben wir unterwegs Nomaden getroffen: Tinker in Irland, Roma, Sinti und Manouches in Italien und Frankreich. Und wir werden sie treffen in Portugal, draußen in Zelten lebend bei offenem Feuer oder auf einachsigen Maultier-Karren mit all ihrer Habe auf Autostraßen. Und wir werden auf afrikanische Flüchtlinge stoßen, später, in Süditalien, Sardinien und Sizilien.

Wir wandern, freiwillig, und wir sind nicht verloren.

Wir könnten verloren gehen, irgendwo unterwegs, wenn etwas passiert, wenn niemand weiß, wo wir sind, wo wir Opfer von Gewalt oder von Unfällen werden können. Das ist nicht ganz abwegig, die Mitnahme einer Waffe hatten wir erwogen, dann verworfen. Einige Jahre vorher, eine Radtour durch Korsika war geplant, lasen wir kurz vorher in der Zeitung, dass dort ein deutsches Urlauberpaar von Unbekannten erschossen worden war. Und in Südfrankreich, in der Nähe von Marseille, hatte man eine englische Urlauberfamilie umgebracht.

Wir stellen uns mit unserem Transporter und dem Zelt weit nach hinten, außerhalb des eigentlichen Platzes unter alte Eichen an den Yvel. Hier wollen wir bleiben, wohnen, leben und etwas arbeiten: schreiben und malen. Für unser Schlauchboot gibt es eine Anlegestelle, für die örtlichen Strecken und Ausflüge haben wir Fahrräder. Es scheint alles so zu sein, wie wir es uns wünschen. Erst später entdecken wir auf der Landkarte, dass sich ein Aérodrôme in der Nähe befindet. Doch nur einmal an einem Sonntagnachmittag werden wir von einem Superleichtflugzeug

heimgesucht. Es kreist und kreischt über unseren Köpfen. Ein Rasenmäher der Luft. Na wartet! Morgen ist Montag, da werdet ihr keine Zeit mehr haben! Bis auf die Vögel, die uns nicht stören, ist es ruhig hier. Ab und zu ein Auto; die Schienen der Bahnlinie sind verrostet, der kleine Jugendstilbahnhof zerfällt, noch ist die wertvolle Bahnhofsuhr intakt. Einmal in der Zeit kommt eine Diesellok mit zwei Güterwagen angefahren, an denen Frachtzettel von Danzas kleben. Die deutschen Papiere muten uns fremdartig an, wie aus einer anderen Welt. Weit über uns gibt es eine Großfluglinie, von der wir nichts hören. Nur die Kondensstreifen durchschneiden das sonst ungetrübte Blau. Ab und zu wird ein Rentner kommen und uns frisches Gemüse aus seinem Garten verkaufen, und am 14. Juli werden Jugendliche ein paar Böller am Kriegerdenkmal zünden, die Revolution ist das nicht. Wir schlafen gut und lange. In der Nacht regnet es ausgiebig, die dicken Tropfen von den Bäumen spielen Schlagzeug auf dem Autodach.

An diesem Zeltplatz in Loyat in der Bretagne, in Frankreich, in Europa, in der Europäischen Union, im ›christlichen Abendland‹, steht auf einem großen Schild: Non aux nomades. Keine Nomaden, keine umherziehenden Wanderer! Für wen gilt das im freien, demokratischen Europa, das die Menschenrechte verteidigt? In Frankreich gibt es Gesetze, dass Nomaden von den Gemeinden eine bestimmte Zeit aufgenommen werden müssen. Auch wir sind Wanderer, Reisende, die woher kommen und wohin ziehen werden, wochenlang, ausnahmsweise monatelang – doch das weiß niemand, man sieht es uns nicht an. Wir gelten als zahlende Reisende, vor uns scheint niemand Angst zu haben. Uns nimmt man freundlich auf, obwohl niemand weiß, ob wir bezahlen werden. Aber sicherlich haben sie unbemerkt unsere Autonummer notiert. Wer würde uns aufnehmen, wenn wir ohne Geld flüchten müssten? Wo ist der deutsche Wanderer geblieben, der

uns unrasiert und etwas schmutzig entgegenkam, nachdem er mit seinem Schlafsack am Waldrand übernachtet hatte, dem wir ein Buch schenkten, das er sehr freudig entgegennahm?

Das Problem ist alt. Irgendwann begannen Teile der ursprünglich nomadischen Menschheit sesshaft zu werden. Geschildert wird das bereits in der Legende von Kain und Abel. Ackerbauer Kain war neidisch auf seinen Bruder, den Hirten Abel, weil ihr gemeinsamer Gott das Opfer des Hirten – aus welchen Gründen auch immer – vorzog. Kain erschlug seinen Bruder, wurde mit dem Kainsmal stigmatisiert, war aber der Übriggebliebene. Da ihm der Gott verzieh, wurde er Gründervater von Geschlechtern und Städten, jedenfalls in den Geschichten, die die Bibel erzählt. Wir sind demnach alle Nachkommen eines Mörders.

Das Nomadentum wurde nach und nach durch das Sesshaftwerden abgelöst. Durch Inbesitznahme von Land entstanden Abgrenzungen, die wiederum den Begriff des Eigentums erzeugten, was seitdem bis heute zu Streit und Kriegen führt. Landnahme bedeutet – das ist die Botschaft – Raub, Mord und Totschlag. Wie zum Beispiel durch die europäischen Entdecker in Nord- und Südamerika. Heute geschieht das in Afrika, Südamerika, in Rumänien und Bulgarien durch Landverkäufe der Regierungen an ausländische Konzerne. Land, auf dem und von dem Menschen seit altersher gelebt haben und leben, ohne Grundbucheintragungen oder sonstige Eigentumstitel. Man nennt das Land-Grabbing. Auch in Deutschland kann man in besonderen Fällen enteignet werden, zum Beispiel für den Bau einer Autobahn oder den Braunkohleabbau. Große Ländereien, die Staatseigentum der DDR waren, wurden durch die Treuhandgesellschaft an westdeutsche und ausländische Konzerne billig verkauft.

Gut, dass keiner weiß, dass wir Nomaden sind, denken wir unwillkürlich. Es gibt solche Menschen weltweit: die

›Zigeuner‹ (Roma, Sinti, Manouches, Calé und andere), die Tinker in Irland, die Tuareg in Nordafrika, die tuwinischen Nomaden in der Westmongolei, die um ihr Überleben kämpfen, und manche Einzelpersonen. Sie haben die entsprechenden Schwierigkeiten mit der sesshaften Bevölkerung. Niemand will sie haben, ihnen werden kaum Existenzmöglichkeiten geboten. Wenn sie dann zwangsweise abdriften in Richtung Kriminalität, ist das natürlich auch nicht richtig. Die sesshaften Menschen haben Angst vor dieser Minderheit der anderen, den ›Fremden‹. Klaus-Michael Bogdal hat diese Angst und diese Abwehr in seinem Buch *Europa erfindet die Zigeuner – Eine Geschichte von Faszination und Verachtung* umfassend beschrieben. Am besten wäre nach Meinung derer, die die Normalität definieren, die ›Menschen in den Wohnwagen‹ (heute oft Wohnmobile) würden sich in Luft auflösen.

Das haben die Nazis und die Mitmacherdeutschen massiv versucht und vollbracht (›Dein goldenes Haar Margarete / dein aschenes Haar Sulamith‹). Alte Bestimmungen aus der Weimarer Zeit, aus der Kaiserzeit stammend, die die Nazis übernommen und perfektioniert haben, wirken bis heute in Deutschland nach. Es gab lange keine Entschädigungen für die Zigeuner, nachdem im Jahr 1956 der Bundesgerichtshof festgestellt hat, dass ›die Zigeuner lediglich einigen besonderen Beschränkungen vor und während der NS-Zeit unterworfen gewesen seien‹. Von den Zwangssterilisierungen war in diesem Urteil keine Rede. Dieses Unrechtsurteil wurde von einem der höchsten Gerichte der BRD gefällt, die beansprucht, ein Rechtsstaat und kein ›Unrechtsstaat‹ zu sein, wie es über die DDR behauptet wird. Entschädigungen wurden nach 1945 auch von den Tätern verhindert, die überall wieder auf ihren Posten saßen. Die Beamten der ehemaligen Zigeunerpolizeistellen, die in Landfahrrerpolizeistellen umbenannt wurden, gaben ihre alten Unterlagen an die zuständigen

Gerichte weiter. Die Richter hielten diese Daten für authentisch und für den Nachweis darüber, dass es sich bei Roma und Sinti um Asoziale handele. Mit Vertretern des israelischen Staates wurde 1952 in Luxemburg ein Abkommen über Wiedergutmachungsansprüche der Juden abgeschlossen. Ein entsprechendes Abkommen mit den Repräsentanten der Roma gibt es in dieser Form nicht. Und es besteht kaum Hoffnung, dass dies noch geschehen wird. Die meisten Opfer sind inzwischen gestorben.

Im Dezember 2011 wollte die Regierung Nordrhein-Westfalens mit Innenminister Ralf Jäger (SPD) dutzende Zigeuner, die zum Teil schon seit Jahren hier leben, per Flugzeug in das ehemalige Kriegsgebiet Kosovo abschieben lassen, weil sich dort die Lage gebessert hätte. An die winterlichen Temperaturen und den Aufenthalt in Zelten dachte man nicht. Die Sache konnte durch öffentlichen und juristischen Widerstand gestoppt werden, auch dank Organisationen wie ›pro asyl«. In den meisten Fällen wurde dadurch die Ausreise aber nur verschoben. Diese Menschen sind verloren; wenn sie Häuser oder Hütten besaßen, wohnen dort inzwischen andere. Arbeitsplätze für sie gibt es nicht. Das Ansinnen und die Denkweise deutscher Politiker und der Behörden hinterlassen einen bitteren Nachgeschmack.

Während der Nomadenzeit und auch noch während der letzten Eiszeit bauten die Menschen sich Lager, lebten in Höhlen, aßen Pflanzen und Früchte, jagten Tiere, die sie im Umkreis finden konnten, und zogen dann weiter. Ihr Radius war so groß, dass sie nach Jahren erst wieder an dieselben Orte kamen, die sich in der Zwischenzeit gut regenerieren konnten. Bis heute singen wir gern Lieder vom Wandern, vom Umherziehen (›frei wie die Vögel«). Und wenigstens einmal im Jahr zieht es uns fort, in einen anderen Teil unseres Landes, in Nachbarländer, in die weite Welt, manchmal mit Last-Minute-Flügen oder sogar mit Blind-Booking, egal wohin. Unsere derzeitige

Weltordnung, die die Loslösung vom Nomadentum als kulturellen Fortschritt verbucht, die Sesshaftigkeit als normal proklamiert, kann sich eine andere Lebensform kaum noch vorstellen. Völker, die teilweise anders leben und anders leben wollen (die Tuareg oder Volksstämme in Afrika und Asien), haben zunehmend Probleme. Dieses Andersleben bezieht sich nicht nur auf den Unterschied zwischen Umherziehen oder festen Wohnsitzen, sondern auch auf andere Wirtschaftssysteme.

Die Situation dieser Menschen wird schwieriger, da es nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus im größten Teil der Welt fast nur noch ein Wirtschaftssystem und damit nur noch eine denkbare Form eines Gesellschaftssystems zu geben scheint, andere Entwürfe oder Existenzen nicht wahrgenommen werden oder, ein Lieblingswort vieler Politiker, als »vernachlässigbar« gelten. Oder wie die Systeme in Kuba und in Venezuela verteuft werden. Die Chinesen verunsichern die Welt: die kommunistische Regierung lässt eine Art Marktwirtschaft zu und hat damit riesigen Erfolg. Dennoch scheinen die Völker sich festgefahren zu haben, ganze Staaten werden abgewertet und abgeschrieben: Portugal, Italien, Griechenland, Spanien, deren Anfangsbuchstaben die Kurzbezeichnung PIGS ergeben, was an Pigs, Schweine, erinnert und Rückschlüsse auf die zynische Denkweise der Autokraten in Brüssel zulässt. Oder sie lösen sich durch Kriegseinwirkungen auf (Somalia, Irak, Libyen). Worauf dann dort weiteres, auch militärisches Eingreifen europäischer Staaten wie zu Kolonialzeiten stattfindet. So werden Fluchtbewegungen, neue Nomaden, erzeugt. Fluchten durch Wüsten und in brüchigen Booten über die Ägäis oder das Mittelmeer mit vielen Toten.

Die Ausbeutung afrikanischer Staaten durch scheinbar normale Wirtschaftsbeziehungen und auch Kriege erzeugen insbesondere Fluchtbewegungen nach Europa, wo

die Politik die eigenen Staaten versucht abzuschotten, während die Bevölkerungen zum großen Teil erfreulicherweise aufnahmewillig sind. Manche Flüchtlinge werden sogar versteckt, auch in Kirchen. Nicht alle sind verloren ...

Doch haben rechtsextreme Parteien Stimmenzuwächse zu verzeichnen. Flüchtlingslager in Calais, wo die Menschen auf Mitfahrgelegenheiten nach England warten, werden brutal aufgelöst, die Zelte verbrannt. Wo die Menschen bleiben, ist den Politikern und Behörden egal. In den spanischen Enklaven Ceuta und Melilla in Marokko halten hohe Zäune mit Nato-Stacheldraht die Flüchtlinge auf. Diese Menschen sind ziemlich verloren.

Das hochgelobte Wirtschaftssystem des Kapitalismus führt auch beim ›Weltanführer‹ zu destruktiven Erscheinungen: In Arizona in den USA ist die gesamte Region bis Los Angeles und Las Vegas auf den Fluss Colorado angewiesen, der überbeansprucht und bereits halb ausgetrocknet ist. Die Wüsten innerhalb des Landes, das in Agonie verfällt, wachsen. Die USA können nur noch mit Waffengewalt, mit dem Geld und den Ressourcen anderer Länder ihren Staat und ihre Hegemonie aufrechterhalten.

Es fehlt der Welt nicht an Alternativ-Entwürfen und an Fantasie, doch die Machthaber und Entscheidungsträger denken anders, ohne Zukunft, nur an ihren kurzfristigen persönlichen Vorteil und ihre Gewinne. Das kapitalistische System unterstützt sie dabei. Nachzulesen nicht nur bei Karl Marx, der uns als ›böser Mann‹ dargestellt wird. Die meisten haben ihn noch nicht gelesen. Aber vielleicht könnte mancher mal bei Susan George, Noam Chomsky, Stephane Hessel oder Jean Ziegler hineinschauen.

Die Tuareg, die in fünf verschiedenen Staaten Nordafrikas angesiedelt sind (Algerien, Niger, Libyen, Burkina Faso, Mali), die in der Wüste leben können, in scheinbar unwegsamem Gelände, wenn man sie denn ließe, wurden lediglich in Libyen als relativ normal anerkannt und

konnten in die Gesellschaft, vor allem ins Militär, einsickern. Nach dem Krieg der NATO und der Ermordung Gaddafis gelten sie als ›Terroristen‹ (Anhänger Gaddafis gegen die ›Rebellen‹). Da man sie und ihre Interessen jahrzehntelang ignoriert hat, beginnen sie mit den von Gaddafi erbeuteten Waffen um einen eigenen Staat auf malischem Gebiet zu kämpfen. Am 6. April 2012 rufen sie den unabhängigen Staat Azawad aus. Jetzt setzen sie sich damit in den Augen anderer angeblich ins Unrecht. Die in Wirklichkeit Schuld daran sind. Nicht nur Frankreich und Deutschland haben sofort militärisch eingegriffen. Doch auch privat wird eingegriffen, in einem anderen Sinn, um die Verlorenheit ein wenig zu lindern: jedes Jahr verlässt ein mit Hilfsgütern, insbesondere medizinischen Geräten, beladener Container die Städte Essen und Bochum, um ein Dorf in Mali zu unterstützen.

Die Tuareg sagen: wenn man die Andersartigkeit eines Volkes in einen utopischen, geschlossenen Behälter einsperrt, bedeutet es das Grab aller Kultur. Man kann nicht voraussehen, in welchem Maß die Beziehungen zwischen den Völkern dazu führen, sich festzufahren oder sich außerhalb des von den modernen Staaten eingeführten und legitimierte Rahmens neu zu orientieren. (Hélène Claudot-Hawad)

Ähnlich wie den Tuareg ergeht es den Kurden.

*

Nach unserer Zeit in der Bretagne halten wir uns lange Wochen in der Gascogne und in den Pyrenäen auf, danach folgen eine langsame Tour durch Spanien und an der westportugiesischen Atlantikküste entlang, anschließend längere Aufenthalte in Algarve und Andalusien. Den Abschluss bildet unsere ›Wiedersesshaftigkeit‹ in einem Dorf

der Vaucluse, wo wir im Winter in einem Haus leben können. Dies empfinden wir schon wie eine Heimkehr, unsere vagen Verlorenheitsgefühle verschwinden.

Wir vermeiden es auf unserer Langen Reise, uns als ›Nomaden‹, wenigstens als temporäre, erkennen zu geben. Wir reisen irgendwann weiter und keiner erfährt, wohin. Überall werden wir als Urlauber betrachtet, die nach Ablauf ihrer Vakanz, ihrer vorübergehenden Freiheit, nach Hause zurückkehren. Das erleichtert uns die Situation. Wir sollten uns allerdings nicht Nomaden nennen, denn unsere Situation ist trotz des langen Unterwegsseins eine existenziell andere. Und unser Ziel wird am Ende unser Zuhause sein, wo uns Freunde und Verwandte erwarten. Das wärmt. Gedanken an echtes Nomadentum, an erzwungenes Unterwegssein und große Unsicherheit, lassen uns frösteln. In Portugal werden wir an verschiedenen Orten leben, sodass die Länge unseres Aufenthaltes nicht auffällt. Wenn uns die Polizei nach dem Einreisetag fragt, lügen wir. Selbst als Tourist darf man in den meisten europäischen Ländern nicht länger als drei Monate ohne Visum bleiben. Um diese Bestimmung werden wir uns nicht kümmern, man kann sie umgehen, indem man kurz hinausfährt und über einen anderen Grenzübergang wieder hereinkommt.

Und ›wilde‹ Übernachtungen sind fast überall verboten. Mehr als einmal werden wir von der Polizei verjagt, einmal sogar mit Maschinenpistolen bedroht. Wir lernen, uns in Wäldern zu verstecken.

Ach, Europa! Non aux nomades?

Krieg geht gar nicht! Ein Statement

Krieg geht gar nicht! Krieg habe ich schon erlebt (1941-1945). Woher kommen Kriege?

Bisher haben es diejenigen, die gern auf Kosten anderer leben, geschafft, ein derart ungerechtes System einzurichten, zu erhalten und den Menschen beizubringen, dies sei die allein mögliche Art und Weise des Lebens, die aber allen möglich sein soll. Nur dank des schon von Antonio Gramsci erwähnten ›passiven Konsenses‹, der die Mehrheit der gedrückten und unterdrückten Menschen ruhig hält, kann sich das kapitalistische System, gesteuert von Wenigen und zu Gunsten von Wenigen, halten. Dazu kommt bei vielen Menschen die ›kognitive Dissonanz‹, d. h. sie erkennen zwar das Falsche und Ungerechte am propagierten System, da es ihnen aber selbst vermeintlich gut geht, sind ihnen die vielen anderen egal, sie verdrängen die Probleme und ›erklären‹ die Situation mit falschen Begründungen.

Bei harscher Kritik am bestehenden und fast alle Länder beherrschenden kapitalistischen System (eine Ausnahme bildet Kuba) und nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus (an dem der Westen und insbesondere auch die Bundesrepublik unter ihrem Kanzler Helmut Schmidt, SPD, regen Anteil hatte mit der Nachrüstungspolitik), stellen sich viele die Frage: Was denn dann?

Tertium non datur? (Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht?) Viele Initiativen, auch Friedensinitiativen, sind entstanden, viele Fortschritte sind in der ökologischen Frage erzielt worden, dennoch konnte nachweislich die weitere Zerstörung der Natur weltweit nicht gestoppt werden (Beispiele: Verschmutzung der Meere, Abholzung

der tropischen Regenwälder, Verseuchung der Nahrungsmittel, Anstieg der Rüstung und der Zahl der Kriege, Flüchtlingsbewegungen).

Rüstung, das Steigern von Rüstung und viele Kriege weltweit helfen mit, unseren Globus nach und nach zu zerstören. Die Wachstumsideologie erfordert ständig mehr Ressourcen. Der Kampf um die Ressourcen ist seit längerem entbrannt. Die NATO plant bereits auf ihren JAPCC-Konferenzen, die regelmäßig in Deutschland (Essen) stattfinden, den Einsatz von Atombomben. Etliche Länder besitzen Atombomben, manche sogar sehr viele, überflüssig viele.

75 Jahre nach Hiroshima und Nagasaki ist das eine Ungeheuerlichkeit. Doch kampflos wird der Kapitalismus nicht aufgeben, bei Strafe des Untergangs der gesamten Menschheit.

Das gilt es zu verhindern. Krieg geht gar nicht. »Der Frieden ist der Ernstfall« (Gustav Heinemann).

Meer leer

Der afrikanische Staat Sierra Leone leidet unter der illegalen Fischerei ausländischer Staaten. Die Fangquoten nehmen wegen der radikalen Überfischung stark ab. Es fahren Kutter hinaus, ohne mit einem einzigen Fisch zurückzukehren. Nun beginnen sie, die Jungfische zu jagen. Das kann nicht mehr lange gutgehen. In ganz Westafrika, insbesondere in Sierra Leone, Senegal, Mauretanien, Gambia, Guinea-Bissau und Guinea, zerstört der geächtete Schleppnetzfang die Lebensgrundlagen.

Die Europäer und die US-Amerikaner haben es vorge-macht: Schon im Jahr 1966 begann der Niedergang der Sardinenfischerei in der Bretagne. Die Bretonen fuhren dann hinaus bis zur portugiesischen Atlantikküste und konkurrierten mit den dortigen Fischern. Als deshalb auch dort der Fischfang zur Neige ging, fingen sie gemeinsam den Fischern vor Namibia und am Kap der Guten Hoffnung die Tiere weg. Machtlos waren sie dann gegen die riesigen Kühl- und Verarbeitungsschiffe der US-Amerikaner, die an einem Tag mehr herausholten als Europäer und Afrikaner in einem Monat. Solchen Raubbau hält keine Fischpopulation aus. Schädlich für die Fische und auch den Meeresboden ist der Schleppnetzfang. Viele Netze oder Netzteile gehen verloren und schwimmen lange Zeit im Meer. Fische bis hin zu Walen können sich darin verfangen und verenden. Erst kürzlich (Mai 2022) konnte bei Porto Cristo (Mallorca) von Tauchern ein Buckelwal in letzter Minute gerettet werden. Auch die Lofoten sind so gut wie leergefischt und der Dorsch (Kabeljau) ist aus der Ostsee verschwunden. Was sie den Touristen trotzdem als Dorsch auf die Teller legen, sollte einmal genau untersucht werden. Gefischt wird zunehmend in arktischen und antarktischen Breiten. Was waren das noch Zeiten, als vor den nordamerikanischen und kanadischen

Küsten der Kabeljau schwamm, den ebenfalls die europäischen Fischer holten. Sie fingen auch die Jungfische weg und dann: Rien ne va plus, schon lange nicht mehr.

Vor der Küste Argentiniens befindet sich das so genannte Blaue Loch, wo es noch eine große Artenvielfalt gibt, z. B. Wale, Pinguine, See-Elefanten, Albatrosse. Es ist ein Ort der rigorosen Überfischung. Über 500 Fangschiffe machen dort u. a. Jagd auf Tintenfische. Die riesigen Plastikteppiche im Pazifischen Ozean waren schon oft Gegenstand von Warnungen. Insbesondere hier gilt: Am anderen Ende ist immer der Müll und der Tod der Tiere.

Es ist die Frage, wie lange das Ökosystem der Erde die Belastungen und die Dezimierungen wichtiger Tiere, besonders der Fische, vertragen kann. Die Lebenswelt auf der Erde lebt in Kreisläufen, ist voneinander abhängig. Je mehr Kreisläufe unterbrochen werden, umso schwieriger wird die Situation für alle.

Wachstum bedeutet in diesen Bereichen das Gegenteil: Verminderung bis zur Vernichtung. Doch Wachstum ist das Credo der westlichen Wohlstandsgesellschaft, die nicht von den kapitalistischen Profitmaximierungen lassen will oder kann. Das alte Sprichwort vom Ast, auf dem man sitzt und absägt, trifft hier zu. Jedes Kind würde sagen: das ist dumm!

Bis jetzt ist die Menschheit trotz des Wissens nicht in der Lage, gemeinsam Veränderungen zum Schutz unserer Lebensgrundlagen durchzuführen. Im Gegenteil: sie führt an vielen Stellen der Erde Krieg und zerstört die Ökosysteme weiterhin. Notwendige Gelder werden verplempert, Ressourcen vernichtet.

Am anderen Ende bleibt uns der Müll ...

Eine schlaflose Nacht im Niemandsland

Wenn man nicht richtig plant, kann man in Schwierigkeiten geraten. Wir, mein Vater und ich, hatten überhaupt nicht geplant, stattdessen auf dem Steinhuder Meer gepaddelt. Das sollte sich rächen. Zum Ausgleich zeigte sich die Gastronomie der Bundesbahn sehr freundlich, doch dieses Entgegenkommen mussten wir uns hart verdienen.

In meinem Diercke Welt Atlas von 1954, den wir in der Oberschule benutzten und der langsam auseinanderfällt, ist unser Weg nur schwerlich zu erkennen, da der Maßstab zu groß ist. 1975 kaufte ich mir einen neuen großen Weltatlas vom RV Reise- und Verkehrsverlag, danach weitere Wälzer mit Welt- und Seekarten, denn ab und zu muss ich nachsehen, wo die Tongainseln liegen oder Tahiti, wo der französische Maler Paul Gauguin lebte. Oder Fatu Hiva, wo Thor Heyerdahl im Jahr 1939 seine erste Expedition ausführte. Nach dem Krieg wurde er berühmt mit seiner Floßfahrt ›Kon-Tiki‹ von der südamerikanischen Küste bei Peru nach Westen in Richtung Polynesien.

Erst kürzlich las ich das wundervolle Buch von John Steinbeck *Meine Reise mit Charley*. Charley ist ein großer kluger Pudel, die Reise führte drei Monate lang mit einem Wohnmobil-Pickup durch die USA, von New York nach Westen durch die nördlichen Staaten Richtung North Dakota und Montana zum Pazifik, dort nach Süden, nach Kalifornien, wo der Autor auf der Halbinsel Monterey geboren wurde, dann weiter durch Texas und an der Ostküste durch Louisiana wieder nach Norden zum Ausgangspunkt. Mit Begeisterung habe ich die Fahrt mit dem Finger auf der Landkarte verfolgt, die Namen der Staaten und der bekannten Städte mit dem Bleistift eingekreist. Die Stadt Seattle an der Pazifikküste hatte sich zum Zeitpunkt der Reise, 1960, so geändert, dass der Autor sie

nicht wiedererkannte. Zitat: »Der Verkehr war mörderisch. Überall war hektisches Wachstum, ein krebsartiges Wuchern. Räumflüge rodeten die grünen Wälder und häuften den entstehenden Abfall an, damit er verbrannt wurde. Weiße Schalbretter lagen neben grauen Betonwänden aufgestapelt. Ich frage mich oft, weshalb der Fortschritt so sehr der Zerstörung ähnelt.« Steinbeck hatte schon damals die Probleme gesehen, die dann im Jahr 1972 mit dem ersten Bericht des Club of Rome weltweit bekannt wurden und uns heute massiv bedrohen.

Mit kleinerem Maßstab aus den Fünfzigerjahren habe ich noch eine Nordrhein-Westfalenkarte aus der Volksschulzeit (Grund- und Hauptschule hießen damals so). Doch bewegten wir uns am nächsten Tag östlich der Porta Westfalica bei Minden über Hessisch Oldendorf aus unserem Bundesland hinaus nach Niedersachsen hinein. Also muss ich unsere Strecke heute auf moderneren Karten mit anderen Maßstäben versuchen zu verfolgen. Unsere Straßenkarten von damals existieren leider nicht mehr. Eins aber lässt sich bei den alten Karten noch feststellen: die Eisenbahnlinien waren im Gegensatz zu den Autostraßen viel dicker und oft in Rot eingezeichnet. Die Wertigkeiten haben sich seitdem ziemlich verschoben, was uns heute auf die (Gas-) Füße fällt.

Wahrscheinlich haben wir die B 238, die sicher noch nicht ausgebaut war, benutzt, um aus Rinteln hinauszukommen. Wobei wir das Wesergebirge und die Bückeberge überwinden mussten. Irgendwann haben wir den Mittellandkanal zwischen Minden und Hannover überquert, damit befanden wir uns bereits nördlicher als Hannover.

Dann weiter auf Nebenstraßen durch den Nordteil des Naturparks Weserbergland auf das Steinhuder Meer bei Steinhude zu. Ein nicht sehr tiefes Gewässer, das als friedlich gilt. Normalerweise, sagen die Anwohner. Dieses

Meer ist mit einer Fläche von knapp dreißig Quadratkilometern der größte See Nordwestdeutschlands. Die Bezeichnung Meer erinnert an die Niederlande, wo die offene Zuider See nach der Eindeichung in Ijsselmeer umbenannt wurde. Westlich des Steinhuder Meeres, südlich von Diepholz, gibt es zwei kleinere Gewässer, den Dümer See und das Hücker Moor. Im Moor habe ich später einmal gebadet, das Wasser ist nicht sehr tief, man kann kaum schwimmen, sobald man sich aber hinstellt, versinkt man bis zu den Knien im Morast, das einen festhalten will, es wird unheimlich. Vor allem, wenn man dank der Schule Annette von Droste-Hülshoffs Gedicht Der Knabe im Moor im Kopf hat. Doch meine mir liebste Kusine kam mit dem Ruderboot und rettete mich ...

Obwohl das Steinhuder Meer, dieser See, also nicht allzu tief ist und normalerweise, wie uns die Einheimischen versicherten, auch nicht stürmisch, was aber anders sein könne, ganz schnell, wagten wir eine Seefahrt auf dem Meer mit einem gemieteten Paddelboot, einer Art Holzkajak. Mir machte das nichts aus, da ich seit einigen Jahren schwimmen konnte, mein Vater aber war Nichtschwimmer. Auf der gesamten Radtour wagten wir einiges, was mit Wasser zu tun hatte; wir werden sehen, mit dem Donoper Teich fing es an. Nein, eher: wir begleiteten ein Stück die offen fließende Emscher in Aplerbeck und überquerten dann den Lippe-Seiten-Kanal. Später räkelteten wir uns am Ufer der Weser. Ein kleines Schwarzweißfoto zeigt das Steinhuder Meer und einen Landungssteg, dahinter die Masten einiger Segelboote.

Der Himmel war leicht bewölkt. Ich hatte meine Agfa-Clack 6x9 dabei, die im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin, einer Box, die man vor den Bauch halten musste, schon einen Sucher besaß. Die einzige Belichtungszeit war eine Dreißigstel Sekunde. Man konnte natürlich länger belichten, in dem man auf 'B' stellte und den Auslöser so lange wie gewünscht festhielt. Das heutige Herumgehampelle

mit den Handys ohne Sucher halte ich für einen Rückschritt. Die Rollfilmkamera hatte ich ein Jahr vorher zum Geburtstag bekommen, sie hatte vierzehn Mark gekostet (mein Sportrad zweihundertfünfzig). Wenn ich mich recht erinnere, kostete ein normales Brot damals um eine Mark herum, ein Brötchen vier Pfennig, ein Ei achtzehn Pfennig, eine Kugel Eis zehn Pfennig. Eine Tüte mit Karl-May-Bild und vier Stückchen Kaugummi auch zehn Pfennig, normalerweise bekam man ohne Bild zehn Stückchen Kaugummi. Sechs Pfennig für ein Karl-May-Bild, das hielt ich schon damals für Betrug.

Wir hatten etwas geklüngelt wegen der Bootsfahrt, der Tag war schon weit fortgeschritten. Doch munter und wohl auch gedankenlos fuhren wir weiter. Ich verließ mich auf meinen Vater, und der wohl auf seinen Blick für Gelegenheiten oder sein Glück. Es ging durch den Naturpark Steinhuder Meer auf Nienburg zu, das ebenfalls an der Weser liegt. Da hätten wir doch glatt mit dem Schiff fahren können ...

Hier gibt es Orte wie Husum (nicht zu verwechseln mit der Theodor-Storm-Stadt in Schleswig-Holstein), Schne-rener Krug oder Giebichenstein, an die ich mich nicht erinnern kann. Jedenfalls kamen wir vor Einbruch der Dunkelheit nicht bis Nienburg. Rechts und links der schmalen Straße Felder. Kein Ort, nirgends. Etliche Getreidefelder waren bereits gemäht, die Getreidegarben zum Trocknen zu Strohdocken aufgestellt. Docken sind eigentlich zusammengedrehte Garnstränge. Beim Dachdecken wurden früher kleine Strohpuppen zum Abdichten zwischen die Pfannen geklemmt. Mitte der Fünfzigerjahre wurde noch mit dem Mähbinder gearbeitet, den ein Trecker zog, die Garben wurden automatisch zusammengebunden und nach hinten ausgeworfen. Bei einigen Bauernhöfen konnten wir auch noch Pferde eingespannt sehen. Die Stroh-bündel wurden dann per Hand so aufgestellt, dass sie eine Art kleine Nurdachhäuser bildeten. Nach dem Trocknen

wurden die Garben Wochen später mit einer großen Forke auf einen Leiterwagen gehievt, wo jemand sie aufschichtete und mit den Bündeln langsam nach oben wanderte. Auf diesem wackeligen, schwankenden Strohturm fuhr diese Person dann mit zum Hof und in eine Remise oder in die Deele. Diese Leiterwagen konnten damals durchaus noch aus Holz bestehen, mit eisenbeschlagenen Holzspeichenrädern. Erst im Hof wurde eine Leiter ange stellt, um den Aufschichter oder die Aufschichterin zu befreien. Das Stroh durfte jetzt nicht mehr nass werden, bis die Dreschmaschine kam. Dann wurde von allen und vielen Helfern hart gearbeitet, abends gab es ein großes Festessen mit Biertrinken. Der Strohstaub machte verdammt durstig. Ich konnte als Zwölfjähriger an solch einem Fest auf dem Bauernhof von Verwandten einmal teilnehmen, was bedeutete, dass mein Vetter und ich auch den ganzen Tag hart arbeiten mussten und am Abend Sinalco, ein Zitrusgetränk ohne Alkohol mit Kohlensäure, bekamen. Zu meinem Leidwesen durfte mein gleichaltriger Vetter auf dem Feld den Traktor fahren, ich nicht.

Aber nun waren wir weder beim Dreschen oder Biertrinken, sondern stark beim Nachdenken. Was tun? Es wurde dunkel, und Nienburg war weit weg. Also bauten wir uns ein Strohhäuschen mit Hilfe des Nachbarhäuschens so um und aus, dass wir beide hineinpassten. Unablässig rieselten Strohteile und Körner auf uns herab. Wir besaßen nur eine Wolldecke (für Picknicke an Flussufern und Ähnliches), die wir zunächst unter uns legten. Noch war uns warm. Wir schliefen nicht. Nach einiger Zeit wurde uns kalt und wir versuchten, uns mit der Wolldecke zuzudecken.

An Kleidung ließen wir alles am Körper, was wir hatten. Wir schliefen nicht. Jedes Mal, wenn einer sich bewegte, rieselte es gewaltig von oben und die Wolldecke schien zu kurz, zu schmal und auch nicht dick genug zu sein. Uns wurde kälter. Wenn wir mit dem Rücken zur Seitenwand

lagen, ging es so einigermaßen. Drehten wir uns zur Seitenwand, stachen uns die Halme ins Gesicht. Um uns aufzuwärmen, kletterten wir nach draußen und rannten über das Feld. Dann wieder hinein. Es rieselte und stach. Wir schliefen nicht. Um drei Uhr am Morgen waren wir erneut draußen. Es war noch dunkel. Wir aßen etwas Brot, zu trinken gab es kaltes Wasser.

Wie wir später feststellten, hatte in dieser Nacht ein Wetterumschwung stattgefunden.

Der Himmel hatte sich völlig bezogen, es war etliche Grad kälter geworden. Die fröhliche und unbeschwerte Sommerstimmung war dahin. Unsere gute Laune auch.

Um vier Uhr hockten wir in den Sätteln und waren on the road again. Die Dynamos surrten und gaben spärliches Licht. Aber spannend war es, so im Dunklen zu fahren.

Ich verlor völlig das Gefühl für Zeit und kam mir vor wie in einer anderen Welt.

Sturmwarnung

Warnungen soll man nicht in den Wind schlagen. Schon gar nicht am Mizen Head, wo es ganz schön kräftig wehen kann. Bilder kann man dann nicht malen und froh ist man, ins Auto klettern zu können, um vielleicht über Kolumbus und seine drei kleinen Schiffe zu räsonieren. Über den Admiral aller Meere – damals, als die Globalisierung begann. Davor kann man nicht genug warnen.

Drei lange Felsenfinger ragen im Südwesten Irlands in die keltische See, den Ausgang des Ärmelkanals, wo endgültig der Atlantik beginnt. Den ersten Finger bildet die Beara-Halbinsel mit ihren freundlichen Blumenreihen. Vorher aber ging es über einen alpinen Pass – Moll's Gap – südlich von Killarney mit seinen Seen. Sonne und Regen wechselten sich ab, hohe Bergrücken begleiteten uns, die Macgillycuddy's Reeks im Westen, der Mangerton Mountain mit seinen 840 Metern Höhe, den wir 1993 bestiegen hatten, auf der anderen Seite. Nachdem wir den Moll's Gap überwunden hatten, rollten wir nach Kenmare hinein, ein buntes, lebhaftes Städtchen, das nur aus seiner Hauptstraße zu bestehen schien. Viel Jugend war unterwegs, lungerte auf den Parkbänken herum; die lockere Stimmung, die Farben der Häuser – fast waren sie zu bunt – und die Sonne verlockten uns, neuen Rotwein einzukaufen, portugiesischen, der war am billigsten, schmeckte vorzüglich.

Dann am nördlichen Rand der Halbinsel entlang. Wir durchfuhren Baumtunnel, deren Kronen streifige Schatten über die Straße warfen. Fuchsienhecken begleiteten uns, Fingerhüte, immer noch Ginster – und Palmen. Phasen mit Sonnenschein erheiterten uns. Danach schoben sich wieder Wolken über uns hinweg und versuchten, die Berge zu überklettern. Weiße, langgezogene Formationen waren das, quer gelegte Streifen mit fast gerader, wie mit

dem Messer abgeschnittener Unterseite, auch dunkle, ausfransende, bedrohlich aussehende Gebilde. Wieder Sonne. Beara erlebten wir zunächst bei eher freundlichem Wetter; es ärgerte mich nur, dass ich nachgegeben, den auf einem Hochplateau gelegenen Platz verlassen hatte, wo wir in Ruhe den Sonnenuntergang über dem Meer hätten beobachten können und, wenn es nach mir gegangen wäre, auch übernachtet hätten. Durch ein enges Tor, von dem nur die beiden Pfeiler übriggeblieben waren, hatten wir uns auf das Plateau gequetscht. Auf drei Seiten umgab uns Wasser. Doch die Malerin suchte ein Motiv, einen Leuchtturm am besten, keinen Sonnenuntergang, das hätte sie schon, sagte sie, das wirke häufig kitschig. Leuchttürme hätte sie ja noch nie gemalt, warf ich ein, hatte mit meiner Ironie mehr als Recht und erntete folgerichtig keine Antwort. So ging mir der Abend, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, vor dem Bus im Klappstuhl und im Licht des untergehenden Gestirns sitzend, ein Guinness-Fläschen in der Hand, durch die Lappen. Wir fuhren weiter, und da wir lange nicht das fanden, was gesucht war, landeten wir unausweichlich auf der Ostseite der Halbinsel, der dem Atlantik und der Sonne abgewandten, was sich durch Wind und bedeckten Himmel bemerkbar machte. Die Malerin erwischte dann ein Leuchttürmchen, weit draußen auf einem Inselchen gelegen, kaum zu erkennen. Sie konnte nun nicht mehr zurück, kletterte mit ihrem Malhocker, eingehüllt in Pullover, Schal und Regenjacke, auf einen Felsvorsprung und malte bei zunehmender Dunkelheit. Ziemlich verbissen, wie ich meinte. Währenddessen saß ich bequem und windgeschützt im Bus, trank mein Guinness und hörte Radio. Der Untergang eines glutroten Sonnenballs über dem glitzernden Meer fehlte.

Dann der zweite dieser Finger, von Westen her gesehen. Wir nahmen den Sheep's Head Way zum Sheep's oder Muntervary Head. Ein Schild warnte: Water and ground

in their extremity! Vor Jahren hatten wir dort ein Unwetter erlebt, das nur eine halbe Stunde dauerte, die Welt zum Verschwinden brachte, um sie dann schöner denn je wieder hervorzuzaubern. Weit ragt die Halbinsel in das Meer hinein, kein Wunder, dass sie, die sich leichtsinnig vorwagt, häufig Dickes vom Atlantik mitbekommt. Auch damals führen wir bis zur Spitze, standen auf einer schmalen Felsfläche, zunächst bei gutem Wetter. Dann kam unmerklich Wind auf. Der wurde stärker, schien uns schließlich von der Felsnase fegen zu wollen. Der Bus schaukelte wie eine alte Fregatte auf hoher See. Ilse wollte sich am liebsten kardanisch aufhängen lassen, was ihr sonst nur auf Fähren einfiel. Die Sonne wurde von plötzlichen Regenschauern abgelöst, die wir über die Bantry Bay heranziehen sahen. Wir saßen im Bus, tranken Tee, sahen, wie das Wetter herankam, wie es sich über das Wasser wälzte, langsam, aber unaufhaltsam. War dann da, stieß nicht an, umhüllte den Felsen und uns mit grauweißer Watte, lautlos. Einzelne Böen brachten uns noch mehr ins Schaukeln, nichts sahen wir mehr, keine Anhaltspunkte. So als wollte das Wetter uns zeigen, was es konnte, eine kleine Kostprobe nur, eine Vorahnung von Wetterlagen, die es auf dem Meer gab. Ein Schauspiel, das wir sahen und fühlten, während wir uns wie im weichen Sessel des Theaters in Sicherheit wähten. Dann war es vorüber, Sonnenstrahlen durchzuckten wie Blitze das Dunkel, es wurde heller, das Wetter zog weiter, über den nächsten Wasserarm zur nächsten Halbinsel, deren Spitze Mizen Head heißt, wo sich ein Leuchtturm mit einer Wetterstation befindet, wo sie das Wetter machen. Wenn man im Radio Wetternachrichten hört, die von der Station am Mizen Head stammen, sollte man sich warm anziehen und die Sandsäcke vor die Haustür legen. »Warum gibt es eigentlich mit hochmoderner Technik und viel Personal ausgerüstete Wetterstationen, die so oft falsche Voraussagen machen, wenn man doch hier einfach nur zu gucken

braucht, was ist?«, fragte Ilse. Wir einigten uns darauf, dass in vielen Fällen ein mit einer Person besetzter Kombibus mit Mobiltelefon genügen würde, der sich jeweils am Ort des Geschehens befinden würde. Aber wo wäre das? Der Wächter könne sich ja beim Wetteramt erkundigen, warf ich ein, erntete damit allerdings zu Recht ein Tippen an die Stirn. Das Wetter war damals über uns hinweggezogen und hatte uns anschließend mit erneutem Sonnenschein getröstet.

Dieses Mal erlebten wir ein Unwetter, das nicht aufzuhören schien. Der Zeiger des Barometers wies strikt nach links, nach links unten, zeigte auf 976 Millibar oder Hektopascal, auf stormy weather, wenn man das überhaupt noch Wetter nennen wollte. »Es kann ja besser werden«, meinte die Optimistin neben mir. »Das kann auch heiter werden«, erwiderte ich. »Das wäre gut«, sagte meine Begleiterin.

Wir nahmen den Sheep's Head Way. An der Nordküste der dünnsten der drei langgezogenen Halbinseln im Süden Irlands entlang. Sehr schmale Fahrspuren bot der abenteuerliche Weg mit seinem zerklüfteten Belag. Wir holperten zwischen Rhododendronbüschen, Eichen und Fuchsienhecken entlang. Die angemessene Geschwindigkeit betrug höchstens vierzig – Kilometer, nicht Meilen. Weder Land- noch Seemeilen. Weder englisch-irische noch Kontinentalmeilen. Preußische Landmeilen schon einmal gar nicht. Die Bewölkung nahm nicht ab, im Gegenteil, es wurde dunkel und unheimlich. Die Straße schlängelte sich einen Berg hoch, wir gerieten in die Wolken. Erfreulicherweise herrschte wenig Verkehr, selten erblickten wir am Straßenrand ein Haus. Eins lag wunderschön an einem Abhang, stand, wie ein einfaches Holzschild verkündete, zum Verkauf. »Hanglage, Meeresblick«, meinte Ilse. »Heute verkaufen sie das nicht«, stellte ich fest. Niemand war zu sehen. Dann begann die Straße sich in der Mitte hochzuwölben, wirkte

wie ein schmaler Damm, der sich durch nebeliges Moor zieht. Die Wolken warfen das Abblendlicht zurück, ich fuhr aufs Geratewohl in der Mitte, hoffte, dass ein Entgegenkommender sich genau so vorsichtig verhielt wie wir, erwartete am liebsten niemanden. An manchen Stellen schien die Straße so schmal zu werden, dass ich befürchtete, mit dem Wagenboden aufzusetzen, wenn wir mit den Rädern seitlich an den Graben gerieten. Ich erlebte ein Déjà-vu, doch es war wohl nur ein Traum gewesen, der Wagen machte einen Satz über einen blind summit hinweg und landete auf einer Wölbung, die nach allen Seiten hin abfiel. Im Traum passierte nichts, oder er brach ab, jedenfalls konnte ich mich an nichts Schlimmes erinnern. In der Wirklichkeit ging auch alles gut, nach einer schier endlosen Anzahl von Kurven erreichten wir das Head. Der Weg endete in einem Wendeplatz. Erst als wir ausstiegen, bemerkten wir, dass der Wind mit Sturmstärke tobte. Wir standen in den Wolken. Niemand außer uns hatte sich heute auf diesen Weg gemacht, es sei denn, sie hatten es versucht und waren umgekehrt. Was sollte man bei einem solchen Wetter am Sheep's Head? Der Sturm umtoste uns, als befänden wir uns mitten auf dem Atlantik, obwohl wir lediglich seinen Anfang erreicht hatten, dort, wo der Ärmelkanal, the Channel, seinen Trichter weit zum Ozean hin öffnet. Doch gerade diese Tatsache erzeugte bei West- oder Südwestwind eine Steigerung der Windstärken, denn dann wurde die Luft in den enger werdenden Trichter hineingepresst. Die irische Südküste hielt ihre dreifingrige Hand in diese Windwirbel hinein, als könne sie sie aufhalten. Doch eher rissen und zerrten Wind und See an diesen Halbinseln, die sich nur mühsam zu behaupten schienen. »Was schätzt du?«, fragte Ilse, die behauptete, nicht mehr an meinen Windstärkeangaben zweifeln zu wollen. »Du kannst ja Radio hören, Meldungen vom Mizen Head, die haben's gut, unsere Halbinsel liegt vor ihnen, sie werden von uns

geschützt.« »Geschützt, von uns?«, murmelte Ilse, zog die Augenbrauen hoch, versuchte vergeblich, im Wind ihre Jacke zu schließen. Unsere Hosenbeine flatterten wie Falle am Mast. Ich schätzte den Sturm auf Stärke neun, draußen auf dem Atlantik würde er bestimmt zehn erreichen. Bei neun werden Dachziegel abgeräumt (was einem Kapitän auf hoher See gewiss nur ein müdes Lächeln abringen würde, Dachziegel!), bei zehn werden Bäume entwurzelt. Diese Angaben gelten, wie man sieht, für Landratten.

Wir kamen zu einem mit Stahlseilen wie ein Zelt fest verammelten und verschlossenen Verkaufscontainer, der Fritten und Eis anpries. Die starken Gurte waren über die ganze Bude gespannt und auf beiden Seiten in der Erde verankert. Hier konnte ein Sturm wohl mehr als nur Bäume entwurzeln. Ein Fußpfad führte weiter, verschwand nach wenigen Metern in der weißen Suppe. Ilse schüttelte den Kopf, zerrte an der Autotür, die sich kaum öffnen ließ, stieg wieder ein und bedeutete mir, es ebenso zu tun. Ich winkte ab. So leicht geben Globetrotter nicht auf. Ich zog mir Regenjacke, Regenhose und Gummistiefel an, steckte den Fotoapparat ein (Ilse verknipte sich ein Lachen) und machte mich auf den Weg. Später gestand sie, sie hätte nach einer gewissen Zeit Angst bekommen um mich, der ich ins Ungewisse aufgebrochen war, der ich durchaus an fremder Felsküste hätte abstürzen können, den sie dann vielleicht gar nicht gefunden hätte, und Hilfe zu holen, wäre so schnell nicht möglich gewesen. Filme mit nachgestellten Szenen über authentische Abstürze gab es im britischen und irischen Fernsehen, einen hatten wir mal in einer Kneipe gesehen.

Doch wollte ich, wie üblich und so oft, nur nach Westen, so weit es ging, oder bis es nicht mehr weiterging, wie die so genannten Entdecker, wie der große Kolumbus, einer der ersten Europäer im ausgehenden Mittelalter, der 1492 mit seinen Leuten eine bereits bewohnte, für sie neue Welt

entdeckte. Ich hatte allerdings an diesem Zipfel Irlands kein Schiff zur Verfügung (St. Patrick sei Dank!), deshalb wollen wir kurz an irische wagemutige Wasserwüstenüberquerer erinnern. Es gab bereits zu Kolumbus' Zeiten Informationen von Ptolemäus seit dem antiken Griechenland und von dem italienischen Arzt und Mathematiker Paolo dal Pozzo Toscanelli, der 1482 starb, Angaben über den Erdumfang, die leider falsch waren. Der Italiener Zuane Pizzigano zeichnete im Jahr 1424 in einer Karte Inseln ein, die dort liegen sollten, wo sich die Karibik (Westindien) befindet. Auf ähnlichen Karten werden sie Brendans-Inseln genannt. Der historische Brendan wurde 489 im County Kerry geboren, war oft auf dem Wasser unterwegs, kreuzte bis Schottland und Wales, gründete dort und in Irland mehrere Klöster und starb hochbetagt im Alter von fast neunzig Jahren. Nach nicht näher zu ermittelnden Informationen durch jemanden, der behauptet hatte, drüben, im Westen, in einem anderen Land gewesen zu sein, wurde Brendan zu seinem wagemutigsten Abenteuer angestiftet. Mit vierzehn Gefährten soll er in einem größeren Boot, gebaut wie die irischen Currachs, leicht, flach, aber schnell vor dem Wind, losgefahren sein, mit Proviant für vierzig Tage. Sie kamen nach sieben Jahren zurück, wobei die Angaben vierzig und sieben sicherlich dem Hang der Chronisten zu magischen oder heiligen Zahlen geschuldet sind, doch was im Prinzip im zehnten Jahrhundert auf Lateinisch in der *Navigatio Sancti Brendani Abbatis* berichtet und aufgeschrieben wurde, klingt nachvollziehbar. Sie kamen an eine Insel, die rau und felsig war, mit Glutöfen von Schmieden: Island? Sie entdeckten riesige, schwimmende Kristallblöcke: Eisberge vor Grönlands Küsten? Schließlich landeten sie an der Küste eines Landes, dicht bewachsen mit Bäumen, dort gab es keine Nacht und die Sonne schien immer: Neufundland? Um 986 wurde ein isländisches Schiff bei

Sturm vom Kurs abgetrieben und sichtete weit im Südwesten Land, um 1001 unternahm Leif Eriksson die erste Expedition in diese Richtung und entdeckte Inseln und Festländer, die er Helluland (Steinland, Baffin-Insel), Markland (Waldland, Labrador) und Vinland (Weinland oder Weidenland, Neufundland) nannte. Weitere Expeditionen folgten, und mehrjährige Siedlungsversuche wurden unternommen. Europäer siedelten also in Amerika 400 Jahre vor Kolumbus. Ähnlich wie der deutsche Segler Burkhard Pieske mit einem Schiffsnachbau die alten Routen der Wikinger mit Erfolg absegelte, gelang es dem englischen Segler und Geografen Tim Severin, der heute in Irland lebt, nicht nur Robinsons Spuren in der Karibik zu folgen ..., sondern auch die Seereise Brendans nachzuvollziehen. Severin startete 1976 am Brandon Creek auf der Halbinsel Dingle. Die Faröer Inseln, Island, Grönland, Eisberge, Walrücken, dann Neufundland: er fand alles, was Brendan berichtet hat. Inzwischen haben Forscher herausgefunden, dass bereits Steinzeitmenschen mit Fellbooten über den Atlantik gefahren sind, und wenn Thor Heyerdahl Recht behalten sollte, bestätigt dies auch Fahrten über den südlichen Atlantik und den Pazifik. Es gibt Belege dafür, dass die Phönizier im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung mit ihren Dreißig- oder Fünzigruderern nicht nur Afrika umrundeten, was auch Herodot berichtet, sondern ebenfalls den Atlantik überquerten. Fahrten nach Britannien gehörten zu ihren Routineunternehmungen, was einer meiner Lieblingsspekulationen Nahrung gibt: vielleicht gelangte Odysseus, dessen Geschichte um 1.200 vor unserer Zeitrechnung spielt und von Homer um 800 herum aufgeschrieben wurde, auf seinem zehnjährigen Turn auch nach Irland! Oder historisch korrekter formuliert: der (oder die) Homer hätte/n Odysseus durchaus auch einen Abstecher nach Irland unternehmen lassen können!

Wusste Kolumbus von den Berichten über Brendan? Kolumbus, der im Jahr 1477 der Stadt Galway einen Besuch abstattete und dort sichere Hinweise fand, dass es Land jenseits des Atlantiks gäbe. Doch das besagt nichts, denn dass sie bei der längst anerkannten Kugelgestalt der Erde auf Land stoßen würden, war sicher. Geheimnisvoll klingt eine kurze Schrift, die Kolumbus in Galway hinterließ: Wir haben bemerkenswerte Dinge gesehen. Nun, wir wissen, der (portugiesische?) Jude aus Genua, in spanischen Diensten segelnd, entdeckte 1492 die neue Welt (und Menschen, die sie bewohnten), die später nach dem Abenteurer, Sklavenhändler und Journalisten Amerigo Vespucci benannt wurde, und zwar ohne dessen Wissen von den Kartographen Matthias Ringmann und Martin Waldseemüller, was wiederum erstmalig von Alexander von Humboldt nachgewiesen werden konnte. Ausgehandelt hatte Kolumbus in einem erhalten gebliebenen Vertrag, Vizekönig von Indien und Admiral der Meere zu werden, mit Pfründen und Einkünften, die zu vererben waren. Die einzige große Bedingung dafür war, den Seeweg nach Indien oder China, Cathay oder Zipanc, in westlicher Richtung zu finden. Kolumbus unternahm vier Reisen in die Karibik, die er Westindien nannte, und es gilt als sicher, dass er wusste, wo er sich befand, nämlich nicht in Indien. Das wäre jedoch ein Verstoß gegen den Vertrag gewesen, so hielt er gegen besseres Wissen aus finanziellen Gründen und wegen der Ehre an der falschen Vorstellung fest; starb krank, aber als reicher Mann auf seinem Gut in Spanien. Im Jahr 1998 strengte eine Gruppe honduranischer Indianer einen symbolischen Prozess gegen den Admiral der Meere und Vizekönig an. Er wurde des Diebstahls, des Völkermordes, des Sklavenhandels und der Besitznahme fremden Eigentums angeklagt. Die honduranischen Bürgerrechtsorganisationen werfen Kolumbus und in seinem Gefolge den europäi-

schen Eroberern und Siedlern vor, siebzig Millionen Eingeborene durch Kriege und eingeschleppte Krankheiten getötet zu haben. Ruhe trotzdem in Frieden, Admiral! Denn du warst nur der Erfüllungsgehilfe der spanischen Herrscher und Kaufleute.

Kaum näherte ich mich der Inselfspitze, erfasste mich der Sturm mit voller Wucht. Nur gut, dass er aufländig wehte, so konnte ich nicht über die Klippen gefegt werden. Die Kapuze rutscht bis unter die Nase – das macht sie immer gern, wenn es wichtig wird, etwas sehen zu müssen –, doch hier meinte sie wohl, gäbe es gar nichts zu erkennen. Ich tappte weiter durch die weiße Watte und gegen den Sturm, den Fels hinunter, erst auf einem kleinen Pfad, dann über Geröll. Einen Leuchtturm sollte es hier geben, doch ich fand nichts, einmal glaubte ich, schemenhaft ein Gebäude zu erkennen, vielleicht war es ein Schafsstall. Kein ohrenbetäubendes Heulen von Nebelhörnern erklang, nur das unregelmäßige Brausen und Pfeifen des Windes, ein wütendes Geräusch, als stände ihm alles im Weg und als wolle er das alles wegdrücken, wegfegen. Keine Verhandlungen, keine Diskussionen, nein, diese Natur wollte Gewalt anwenden. Irgendwann wurde mir bewusst, wie allein ich war. Was wollte ich hier? Nach Westen, wozu? Ich fand keine Antwort, tappte noch ein Stück weiter durch den Nebel, blieb stehen, schaute (sah nichts), hörte (nur das Heulen des Windes), roch (das Salz der Luft), fühlte (mich unbehaglich), versuchte zu denken (vergeblich) und kehrte um. Schlagartig prallte der Wind nicht mehr wie eine feste Masse gegen mein Gesicht, es wurde stiller; langsam kraxelte ich den kaum zu erkennenden Felspfad wieder in die Höhe.

Mit den Worten »Im Westen liegt Land!« bestieg ich den Bus, zur Strafe drückte der Wind die Tür so kräftig zu, dass ich fast hineingeschleudert wurde. Mit »Herzlich willkommen, Herr Admiral!« begrüßte mich meine Expe-

ditionsbegleiterin, die, mit beiden Beinen auf der Erde stehend, ohne in fernen westindisch-karibischen Gedankenländern zu schweben, das Naheliegende und Wichtige vorbereitet hatte, nämlich Brot mit Käse und Apfelstücken. Dazu gab es Rotwein. Ach, Kolumbus!

Am Sheep's Head

Wälzen Wogen sich
und dunkler Dunst heran
versinkt die Welt
wenn der Sturm brüllt zehn

Ein Haus schemenhaft
und ein schlagender Draht
Die Natur tobt und
Angst essen Seele auf

Vergessen ist alles
bei Sonnenschein und Softeis

Wenn am Bahnhof Blumen blühen

Im Sing-Sang zu lesen

Sag mir wo die Blumen blühen. Aber doch nicht hier am Düsseldorfer Bahnhof blühen keine Blumen oder vielleicht doch zwischen den Schienen sprießen einfach aus dem Schotter denn die Bahn verwendet keine Herbizide mehr oder im Blumengeschäft in der großen Halle die schön geworden ist nach der Renovierung es hallt und es klingt wie in einem richtig großen Bahnhof doch die Blumen im Laden sind abgeschnitten sie kommen aus Neuseeland und blühen in Wirklichkeit nicht.

Wir trinken saures Wasser und essen Chemie im Sommer gibt es Laborfrüchte eigentlich das ganze Jahr über hauptsächlich alles sieht schön aus die Regierung sagt es geht uns gut. Und wir sind frei, so frei, so vogelfrei. Die Gewürze werden radioaktiv bestrahlt bevor wir sie essen dann sind sie veredelt und sehen frisch aus in den Regalen wir brauchen nicht auf das Verfalldatum zu achten keiner weiß wohin mit dem Atommüll wohin mit der Energie willst du wirklich nicht noch mehr Maschinen und Apparate für dein gemütliches Heim?

Die Neue Heimat und die neuen Länder sind pleite und die alten auch und die Bindungsfrist für Sozialwohnungen läuft ab und die Mieten steigen und die Aussiedler und die Flüchtlinge aus Afrika und Asien und die Rome vom Balkan kommen aus ihren alten Heimaten in unsere und brauchen Wohnung Arbeit Brot jeder der will der kann. Trotzdem sterben die Deutschen angeblich aus und Ausländer raus heißt es und manche munkeln von Umvolkung und der alte Papst wettert gegen die Pille das geborene Leben wird nicht geschützt Askulap verbirgt sein Haupt der Arzt geht ins Gefängnis in Wirklichkeit sind die Frauen doch Hexen.

Die teuren Wohnungen gehen weg wie warme Semmeln und die billigen stehen leer weil sie schlecht sind und für viele immer noch zu teuer und in der Einkaufszone betteln die Faulenzer sagen die Reichen bei uns kann jeder der will außer den zehn Millionen. Wer will dem geht es gut die Autobahnen sind voll das sind Beweise für Wohlstand und zu wenig Autobahnen schlägt mehr Schneisen in das Land und in die Städte und sperrt diese Chaoten ein die die Wälder retten wollen die Räder müssen rollen für den Wohl-Stand welcher Stand aller Stände das auch sein soll wohl gibt es den Stillstand auf der Autobahn immer öfter der Radiosprecher sagt nicht mehr Stau auf folgenden Autobahnen er freut sich und macht's sich leicht Stau auf allen Autobahnen umfahren Sie großräumig! Die

Autofahrer kümmern sich nicht um die sterbenden Wälder die Bilder im Fernsehen über die letzten Reservate weltweit sind doch viel schöner.

Inspirationen soll ich mir hier holen haben die Literaten gesagt und auch die Bahnhofsmission woher wissen die ob das geht? Was ich weiß habe ich gelesen Bahnhöfe inspirierten seit jeher die Literaten allein beim Umsteigen wenn sie im Wartesaal auf den nächsten Zug warten mussten denn das Umsteigen ging früher nicht so schnell und vielleicht ist auch der berühmte Roman Orientexpress in einem Bahnhof entstanden. Es gab Zeiten da fuhr man überwiegend mit Zügen und es gab nur wenige Autos das hat sich geändert irgendwann gab es zu viele Autos und das ist bis heute so auch elektrische und jetzt ist alles voll und manche Menschen steigen wieder um auf die Eisenbahn. Wartesäle gibt es nicht mehr nur manchmal noch etwas das sie Lounge nennen wo nur die Fahrkarte erster Klasse zum Eintritt berechtigt denn das ist Klasse hier wo etwas los ist kaum komme ich zwischen den Menschen durch und auch Farbige sind dabei das darf man eigentlich nicht mehr sagen und abgerissen Aussehende und junge Frauen im angeregten Gespräch und das Leben quirlt siehe es ist alles in Ordnung doch die vorherrschende Kleiderfarbe ist schwarz alles ist schwarz die Hüte die Mäntel die Jacken die Hosen die Strümpfe die Haare die Fingernägel die Kinderwagen und draußen sogar die Sonnenschirme vor den Kneipen.

Trägt das Land schwarz und was ist los in Deutschland frage ich mich bei einem Bier im Schiffchen ja klar ein Restaurant im Hauptbahnhof muss Schiffchen heißen warum eigentlich nicht ob sich die Hafenkneipe in Düsseldorf Zur Lokomotive nennt weiß ich nicht. Wenn ich mit dem Zug unterwegs bin nachdem er gekommen ist mit einiger Verspätung das ist heute so und manchmal erhält man eine Entschädigung aber die nützt nichts denn du kommst zu spät an dein Ziel wenn ich also unterwegs bin

fährt der Zug durch viele Bahnhöfe und in manchen hält er noch oder wieder doch immer häufiger gibt es wegen der Klimaänderungen so genannte Starkregen und die treffen manchmal die Stellwerke und dann saufen ganze Bahnhöfe ab.

Auf vielen Strecken sind die Züge leer und in den Bahnhöfen wohnen Türken. Die Elstern räubern in den Hinterhöfen und die Möwen wissen nicht mehr wo das Meer ist sie picken den Bauern die Saat aus den zerdüngten Furchen und vertreiben die Tauben aus der Stadt. Die Gleise wuchern zu und die Namen der Stationen verwittern auf den Schildern und die Lampen in den beleuchteten Schilderkästen sind erloschen und die Ansagen in den Lautsprechern krächzen unverständliches Zeug längst hängt die rote Mütze am Nagel mit der Trillerpfeife spielt das Kind auf der Straße wo es tausendmal totgefahren wird hier toben die Großen mit ihren Autos das nennen sie Individualismus und Freiheit. Die Atemluft wird immer knapper und viele Menschen haben Sauerstoffkästen mit Schläuchen über der Schulter wie früher nur Kranke mit Lungenproblemen die Autos sind hochglanzpoliert und PS-stark-frisiert auch wenn das jetzt Kilowatt heißt und dürfen von keinem Fremden angefasst werden sonst wird scharf geschossen die Fremden sollen bleiben wo sie herkommen ihre Taschen sind leer und auf unseren liegen wir selber.

In unseren Taschen ist unser Geld unser Geld unser Geld das wir verdient haben mit den Rohstoffen aus den armen Ländern woher die Menschen mit brüchigen Booten über stürmisches Wasser zu uns kommen immer mehr das geht schon lange so weil mit dem Zug das geht gar nicht und weil sie in immer mehr Ländern wegen der Dürren oder wegen der Überschwemmungen hungern oder politisch verfolgt werden aber wir lassen sie nicht rein dafür sorgt die Grenzwehr mit Schiffen Flugzeugen und Waffen.

Manche schaffen es nicht und zwanzigtausend tote Männer Frauen Kinder liegen auf dem Grund des schönen Mittelmeeres wo wir gern Urlaub gemacht haben auf den griechischen Inseln oder auf Malta oder Lampedusa oder in Sizilien wohin wir mit dem Zug von Düsseldorf aus fahren konnten bis Regio di Calabria und von dort rüber nach Messina. Jetzt ist es in den meisten Ländern nicht mehr schön und wir sind froh wenn die anderen uns in Ruhe lassen bleibt bloß da wo der Pfeffer wächst den wir uns schon seit fünfhundert Jahren holen habt ihr das noch immer nicht verstanden es würde reichen wenn wir auch in Zukunft falls wir eine haben hinfahren könnten wohin wir wollen mit dem Zug oder noch lieber mit dem Auto oder einem Drohnen-Taxi. Und jetzt schmelzen verstärkt die Gletscher auch in den Alpen das bringt alles durcheinander die Almwirtschaft und die Straßenverhältnisse und neulich hing eine Eisenbahnschiene in der Luft weil der Bahndamm weggeflossen war.

Wer will dem geht es gut die Autobahnen sind voll das sind Beweise für Wohlstand und zu wenig Autobahnen. Schlagt mehr Schneisen in das Land und schlägt die Chaoten die das Abholzen der Wälder verhindern wollen schlägt mehr Schneisen in die Städte die Räder müssen rollen für den Wohl-Stand welcher Stand aller Stände das auch sein soll wohl gibt es den Stillstand auf der Autobahn immer öfter der Radiosprecher sagt nicht mehr Stau auf folgenden Autobahnen er freut sich und macht's sich leicht Stau auf allen Autobahnen umfahren Sie großräumig! Aber er sagt nicht wir sollen mit der Bahn fahren weiß er das nicht oder will er das nicht wissen.

Die Bahn wird nicht gefördert und zahlt die Ökosteuer und der Bahnchef baut jetzt einen Flughafen das darf doch wohl nicht wahr sein und so sind viele Züge leer und in den Bahnhöfen wohnen Moldawier. Manchmal fahren sie in Urlaub nach Hause wo es staubt und die Sonne scheint und vertraute Musik erklingt. Und kommen sie

wieder sind die Bahnhöfe voll da wo noch Züge fahren mit denen fährt man durch Röhren in den Bergen darüber fahren zehntausend Lastwagen pro Tag für den Wohlstand jetzt sollen sie nachts ruhen es ist aber keine Ruhe im Land links des Weges nicht das wäre ja noch schöner leider auch rechts nicht denn der Briefträger bringt unerwünschte Post im Wahlkampf hat die Freiheit wirklich keine Macht das Unrecht zu verhindern vielleicht will sie es nicht weil der Verfassungsschutz unterwandert ist. Die Bussarde finden ihre Beute an der Autobahn und in den Stahlfabriken nisten die Dohlen. Sag mir wo die Blumen sind wo sind sie geblieben. Im rosa Superzug gibt es Sekt Französischkurse wenn dir noch Zeit bleibt lass dir die Haare schneiden die Wagen sind extragefedert deshalb time is money die Fahrpreise sind hoch viele kaufen sich lieber wieder ein Auto freie Fahrt für freie Bürger gilt nur auf der Straße wir stau – nen immer wieder was sich die Leute ihre Freiheit kosten lassen siebentausendmal im Jahr das Leben und noch mehr kaufen sich Rollstühle. Aber vom Bahnhof nach Hause kommst du nicht sie haben die Schienen verschachert die Trassen geteert jetzt dürfen wir alle dort parken. Auf dem Land sind die Züge besonders leer und in den Bahnhöfen wohnen Syrer. Was ist auf dem Land bloß los! Der Schützenkönig zieht mit seinem Hofstaat vorbei Mustafa schweigt die Deutschen singen deutsche Lieder natürlich sie feiern mit Knüppelmusik im Deutschen Haus. Und in den Fabriken arbeiten immer weniger Kollegen immer länger und überhaupt wo kommen die Yuppies her die mit dem Landcruiser oder dem Sports Utility Vehicle dem SUV autobummeln durch die Einkaufsstraßen man muss sich zeigen man kann sich sehen lassen das Krokodil von Lacoste beißt nicht mit dem Sportwagen wird gerast Vollgas wo immer es geht noch zehn Meter bis zur roten Ampel. Autorennen in der Stadt sind nicht mehr verboten und aus Lebensmitteln machen sie Sprit die Luftwerte sinken immer öfter

unter das Limit doch noch geht es so eben wir hoffen auf die Wissenschaftler denen schon etwas einfallen wird. Vielleicht erhöhen sie einfach die Werte für das Limit.

In der Passage gibt es Schuhe für achthundert Euro und im Papierkorb wühlt einer nach Brot und Pfandflaschen neue Waffen sichern unsere Selbstsicherheit nicht das Bewusstsein das haben wir schon verkauft das Feindbild verschwimmt im Licht der aufgehenden Sonne notfalls suchen wir uns eine neues sicher wem nützt das. Der Tiefflieger der NATO stürzt ab zieht seine Todesschneise durch die Stadt im Bergischen Land frohlocket alle so erhöht sich das Bruttosozialprodukt uns geht es gut und lustig ist das Zigeunerleben ab in die kalte Heimat fahren wir fahren wir wohl. Die Wohlfahrt ist sozial doch das Geld ist woanders die Maschen des Netzes sind so weit so weit wie unsere Freiheit reicht die Bösen sind immer die anderen denen es schlechter geht so waren wir froh und dankbar und nahmen es hin. Und nehmen es weiterhin hin denn das Geld das für die Armen gedacht war muss für Kriege ausgegeben werden denn manche anderen Länder wollen uns an den Kragen und immer mehr Länder weltweit wollen uns den Pfeffer nicht mehr billig liefern und vieles andere auch nicht und ich weiß nicht ob ich mir überhaupt noch ein Bier leisten kann.

Jetzt habe ich mich verträumt und mein drittes Bier getrunken im Zum Schiffchen im Düsseldorfer Hauptbahnhof und mein Zug ist weg aber das ist egal fahre ich eben mit der U-Bahn in die Altstadt oder mit der Taxi-Drohne zum Rheinufer dort ist es auch schön denn der Herrhausen ist schon längst nicht mehr Herrimhaus bei der Deutschen Bank auf der kann man nicht sitzen dagegen macht die Deutsche Bahn gar nichts oder die Deutsche Bundesbank die es auch nicht mehr gibt und in deren Haus die Türken daher nicht wohnen denn jetzt haben wir die Europäische Bank und die Global-Troika mit ihren Schirmen die treibt die Länder in den Öko-Ruin. Und das Bier

ist auch nicht mehr was es mal war denn das Getreide ist knapp und da wo es herkommt herrscht Krieg und der Hopfen ist kaum noch bezahlbar und sie machen das Bier mit viel Chemie denn wir haben unsere Äcker verkauft für die Bodenspekulation und die Bauernhöfe sind fast ganz verschwunden und die Meere sind leegefischt völlig leer es wachsen kaum Fische nach die Netze sind zu groß und die Maschen zu klein und allein im Pazifik gibt es fünf große Plastikmüllinseln die treiben dort herum und machen den Fischen und den Fischern das Leben schwer doch wenn die Fische weg sind reißt die Nahrungskette und dann reißt noch mehr ein ist schon eingerissen und selbst wir in den angeblich reichen Ländern blicken in eine böse Zukunft.

Die Türken sitzen auf der Bank vor dem Haus der Deutschen Bahn also vor dem Bahnhof den ich meine das heißt also vor dem Bahnhof in dem sie wohnen mit Blumen vor den Fenstern und Hühnern im Garten wo sie Bohnen und Erbsen vor allem Kichererbsen angepflanzt haben das wussten schon die alten Römer wegen der Nährstoffe und sie winken dem letzten Zug nach der längst abgefahren ist und sie lachen und lachen und vielleicht werden wir das alles eines Tages verstehen wenn wir ihn noch erleben –

Steaks bei Jojo

Bonifacio klammerte sich wie eh und je an seine Kreidefelsen, es sah aus als ragten die Häuser über die Felskanten hinaus. Westlich des Leuchtturms duckte sich eine Kapelle ins Land, backbord voraus ragten ein großes, einzeln stehendes Haus und ein Turm auf. Das Brummen des Motors ließ nach, die Fahrt verringerte sich auf halbe Kraft. Es ging um die quer ab vor uns liegende Landzunge herum, hinein in den natürlichen schmalen Hafen, der sich hinter den Felsen versteckt.

Hier kam seinerzeit Odysseus mit seinen Gefährten angekreuzt, wenn wir den überlieferten Berichten und Erzählungen Glauben schenken oder sie interpretieren möchten, sie entdeckten den äußerst günstigen Hafen, der Sicherheit bot vor Stürmen und ungewollten Blicken, wo man sozusagen im Land verschwinden konnte. Was aber nicht einfach war, denn die damaligen Einwohner warfen von den nahen Hängen Steine auf die Schiffe der Eindringlinge. Vielleicht entstand in antiken Zeiten bereits der Spruch über die Diebe, die über das Meer kämen.

Zitieren wir eine Stelle aus der rosenfingrigen Odyssee des Homer:

»Nenne mir, Muse, den Helden, den vielgeprüften, der lange schweifen musst' in der Irre, nachdem er die Heilige Feste Troja zerstört ... Aber sobald des Morgens Kind mit den rosigen Fingern, Eos, erschien, da erhob sich der Held ... (und erzählt): Auch zum Land der Kyklopen, der frevellustigen Wilden sind wir gekommen. Dort gibt es unzählige Ziegen der Wildnis, und vor der Bucht erstreckt sich dort ein niedriges Eiland, nicht ganz nah dem Kykloppenland, noch in weiter Entfernung, reich an Wald. Sicher ist auch die Bucht; man braucht nicht Taue zum Halten, braucht nicht Anker zu werfen und anzubinden die Schiffe, sondern man legt nur an und wartet in Ruh', bis zur Abfahrt.«

Zehn Jahre lang kämpfte der Held um Troja, und ebenfalls zehn Jahre lang irrte er durch das den Griechen wohl-bekanntes Mittelmeer. Rudolf Hagelstange schreibt in seinem köstlichen Buch »Der große Filou«: Daraus zu schließen, dass er es besonders eilig gehabt hätte, Weib und Kind wiederzusehen, scheint unglaublich, wenn nicht abwegig. Und einmal heißt es im Original der Odyssee, dass der Listige bis zum Okeanos gekommen sei. Damit kann nur der Atlantik jenseits der Säulen des Herkules bei Gibraltar gemeint gewesen sein. Ein nautisches Problem war das nicht, denn man segelte damals bei günstigen Winden von Italien nach Djerba an der nordafrikanischen Küste in sieben bis neun Tagen. Ob der Held sogar bis nach Irland irrte? Dort gibt es eine Insel, die Achill Island heißt. Und wenn der Name Patrick von Patroklos abgeleitet wäre, eines weiteren Kampfgefährten des Ithakers? Nein, nein, es irrt nicht der Mann aus Ithaka, hier geht lediglich die Fantasie mit uns durch. Lassen wir Homer berichten: Irgendwann landete die kleine Flotte (Odysseus hatte am Anfang seiner Reise etliche Gefährten auf mehreren Schiffen bei sich) auf einer »Ziegeninsel«. Hört, hört! Man fand einen natürlichen Hafen bei dieser waldreichen Insel. Aber gegenüber lockte ein Land, das ähnlich waldreich und wirtlich zu sein schien. Lagen jene Inseln in Sichtweite voneinander, wie Korsika und Sardinien? Natürlich fuhren sie hin und erlebten ihr fürchterliches Abenteuer mit dem einäugigen Riesen Polyphem. In letzter Sekunde konnten sie sich nach starken Verlusten retten. Kurze Zeit danach gerieten sie in einen anderen Hafen, wo sie ebenfalls eine angenehme Landschaft empfing, wenn man von den himmelan ragenden Felsen absah, die den Hafen zu beiden Seiten eingrenzten und windstill umschlossen. Ein hervorragender natürlicher Hafen, nämlich der von Bonifacio. Unglücklicherweise gerieten sie wiederum an kyklophenhafte Wesen, die Laistrygonen, die aus der Höhe mächtige Felsbrocken auf die Eindringlinge schleuderten

und alle Schiffe bis auf eins zerstörten, denn wenden – zumal mit Segelschiffen – erweist sich in diesem Schlauch von Hafen als äußerst schwierig. Doch der schlaue Odysseus (oder vielmehr Homer) hatte eins der Schiffe außerhalb des Hafens anlegen lassen, und so gelang dem Helden mit einem geringen Teil der Mannschaft wieder einmal die Flucht.

Immerhin, wer diese Situation so genau beschrieben hat, musste schon einmal hier gewesen sein. Oder er kannte jemanden, der lebend zurückgekommen war von diesem guten Hafen mit seinen leider ach so widrigen Anwohnern.

Wie vor dreitausend und mehr Jahren die Boote mit ihren dreieckigen oder quadratischen Segeln schob sich die Fähre in die schmale Öffnung des Hafens. Kaum glaubten wir, unser Schiff fände überhaupt einen Platz. Es gelang; weitere Fähren, Segeljachten, Motorboote, sogar ein rahgetakelter Dreimaster aus den USA lagen bereits am Kai.

Ein Supermarkt erlaubte das Parken nur für Kunden. Wir versprachen im Stillen, nachher bei ihm einzukaufen, bummelten dann an der Hafensperrmauer entlang. Die Stadt war angefüllt mit Touristen, es ging gegen Ende Mai, genervte Seniorengruppen rannten am Kai von Restaurant zu Restaurant und durch die Geschäfte. Unablässig fuhren Boote zu den Grotten; vor uns stand eine Bude mit Kartenverkäufern, die auf Kundenfang gingen. Zu dritt fischten sie gekonnt die Unschlüssigen aus der Menge, die dann – nach Einweisung und Information – brav ihre Billets kauften. Wenn die Korse ungefähr zehn Opfer beisammenhatten, preschten sie los. Zu den Grotten – die man wohl gesehen haben musste. Geschäft reihte sich an Geschäft, Bar an Bar; Ständer mit Postkarten, Tüchern und T-Shirts versperren den Gehsteig. Welch ein Gegensatz zur ruhigen Promenade in Torregrande! An einem der T-Shirt-Ständer blieb ich stehen. Hatte ich

nicht das mir leider zu kleine Shirt mit den Quattro Mori Sardinien an meine Begleiterin abgeben müssen? Hier wurden welche mit nur einem Maurenkopf angeboten, sogar in der richtigen Größe. Ich bekam eins. Mit Kopf und Stirnbinde, nicht mit einer Binde über den Augen. Wir befanden uns in Frankreich, genauer gesagt: in Korsika.

Die Pilze der Sonnenschirme zogen sich am Kai entlang, vermittelten ein Dasein ohne Pflichten, ein Empfinden der Losgelöstheit von den heimatlichen Problemen. In einem der Hafengebäckereien tranken wir einen Pastis, das milchigweißgelbe, mit Wasser vermischte Nationalgetränk Frankreichs. Ein Gefühl von Nachhausegekommenheit überkam uns, obwohl es sich um Korsika handelte, noch nicht so richtig um Frankreich, um Deutschland schon gar nicht. Doch es war nicht mehr Sardinien, Fast-Afrika.

Hier hatten wir uns schon einmal aufgehalten, als wir mit Fahrrädern und Zelt in Bastia gestartet waren, wohin uns die Eisenbahn über Genua bis Livorno, dann die Fähre mit dem blauen Wal gebracht hatte. Eines Abends hatten wir bei »Jojo« gespeist. Jojos kleines Restaurant fanden wir nicht mehr, an seiner Stelle gab es ein Lokal mit Namen »L'escal«. Damals hatten wir uns zaudernd in dem türkisfarbenen gestrichenen Schlauch von Kneipe niedergelassen, die sich mit ihrer gewölbten Decke von der anderen Seite in dieselben Felsen gewühlt hatte, die man vom Schiff aus sehen konnte. Ob man bei den Grotten herauskäme, wenn man weit genug, weiter als Jojos Weinkeller reichte, bohren würde? Die Speisekarte bot zwei Hauptgerichte: Fisch und Steak. Jojo, ein kleiner, quirliger Mann mit Halbglatze, der uns an Louis de Funès erinnerte, bediente selbst, wedelte mit Speisekarte und Trockentuch gleichzeitig vor unseren Nasen herum, erzählte von den Qualitäten seines Angebotes und zeigte sich

hocherfreut und zufrieden, als wir Fisch bestellten, einheimischen. Auf jeden Fall Mittelmeerfisch.

Wir hatten unsere Tierchen noch nicht ganz entgrätet, als eine Horde von zehn US-Amerikanern und -Amerikanerinnen in das Lokal stürmte. Lauthals redend, mit einem Bärenhunger, wie wir verstanden. Sie fanden einen genügend großen Tisch. Jojo näherte sich, sehr langsam. Das Trockentuch ruhte auf seinem linken Arm, er verteilte einige Speisekarten, fragte nach den Getränkewünschen und verschwand. Kam mit Wein und Bier zurück, deckte den Tisch sehr gemächlich, schweigend. Kaum kannten wir unseren quirligen Jojo wieder. Hatte er sich vom Komiker zum Charakterdarsteller gewandelt?

Jojo nahm die Bestellungen auf: fünf mal Fisch, fünf mal Steak.

Dann holte er Luft, hockte sich burschikos mit einer Arschbacke auf die Tischkante, blinzelte verschwörerisch der ihm am nächsten sitzenden Amerikanerin zu und überfiel die Bande mit einem Wortschwall sondergleichen, wie ihn wohl nur Franzosen, pardon, auch Korsen, entwickeln können.

Wir senkten Fischmesser und Gabel.

Nicht dass Jojo zugegeben hätte, keinen Fisch mehr zu haben. Im Gegenteil. Fisch zu essen sei eine sehr vernünftige Art, sich zu ernähren. Aber Fisch bekäme man ja überall. Und überhaupt, zur Zeit sei der Mittelmeerfisch nicht in bester Form (oho, Jojo, uns hast du ihn aber verkauft!). Demgegenüber sei ihnen, den Amerikanern, natürlich Steak ein vertrautes Nahrungs- und Genussmittel, sicherlich sei ihnen solches Fleisch bekannt und nichts Neues, aber – Jojo machte eine Kunstpause, stand auf und reckte sich – hier, in Bonifacio, bei ihm, bei Jojo, gäbe es die besten Steaks Korsikas, wenn nicht ganz Frankreichs. So dünn gebraten, auf den Punkt gebracht, à point, nicht durch und nicht roh, blau, rot, äußerst gut gewürzt, un-

nachahmlich. Odysseus sei sein Zeuge, es sei eine kulturelle Untat, nicht seine (Jojos) Steaks probiert zu haben, wie gesagt, Fisch könne man ja immer und überall – und überhaupt, nur sie, die Amerikaner als Kenner könnten die ganze Sache würdigen. Nach dem Probeessen natürlich. Also zehn Steaks?

Jojo wartete die Zustimmung, die nach und nach kam, gar nicht erst ab, war blitzschnell in der Küche verschwunden, man hörte ihn die Bestellung in die hinteren Katakomben rufen, wo wohl seine Frau, nahmen wir an, fürs Braten zuständig war. Nicht, dass Jojo keinen Fisch mehr gehabt hätte, vielleicht waren wir gar nicht in den Genuss des letzten Pärchens vom letzten Fang geraten, sondern Jojo musste lediglich sein Fleisch loswerden.

Kaum hatten wir die Filetstückchen von den Gräten gekratzt, als Jojo herangewieselt kam, unsere Teller mit Schwung an sich riss, sie mit seinem Körper zu den Amerikanern hin abdeckte und zur Küche hin entschwand. Kurz darauf kehrte er zurück, bot uns mit einem Augenzwinkern im Gegensatz zum ordinären Eis der Speisekarte als Nachtisch frische Kirschen mit Sahne an. Ohne Widerstand ließen wir uns korrumpieren.

Wir schwiegen bis heute, haben niemandem verraten, dass Jojo keinen Fisch mehr zu bieten hatte, seine Spezialität, mit der er draußen vor dem Lokal auf einem großen Holzschild warb. Steaks waren für die Amerikaner gut genug – wir sind sicher, dass sie vorzüglich geschmeckt haben.

»Chez Jojo« gab es im Jahr 2001 nicht mehr, wir hofften, Jojo würde zusammen mit seiner Frau den wohlverdienten Ruhestand genießen können; Jojo der Korse, der uns an den Komiker Louis de Funès, dessen Filme viele Deutsche gesehen haben, erinnerte, und an den anderen, den berühmtesten Korse überhaupt, den Napoleone Buonaparte, der ein kleiner Mann gewesen war. Kleine Männer sind häufig sehr ehrgeizig, als müssten sie ihre Größe anderweitig zeigen.

Am Südkap

Im Kongo hinterließ Belgien insgesamt
drei Schwarze in verantwortlichen Positionen
der öffentlichen Verwaltung.
In Tansania hinterließ Großbritannien zwei Ingenieure und
zwölf Ärzte.
In der Westsahara hinterließ Spanien einen Arzt,
einen Rechtsanwalt und einen Handelsexperten.
In Mozambique hinterließ Portugal neunundneunzig Prozent
Analphabeten, keinen Abiturienten und keine Universität.

Manchmal habe ich das Gefühl, keins meiner Ziele erreichen zu können oder je erreicht zu haben. Wenn es auch bisweilen anders auszusehen scheint oder einige wenige Menschen behaupten, es sei mir dann und wann gelungen. Auch wenn diese Frage lediglich geografisch gemeint sein sollte, bleibt die Antwort offen. Es ist nicht einfach, Ziele, Lebensziele festzustellen. Oft haben wir eher diffuse Vorstellungen davon. Lassen wir uns Pläne und Ziele von anderen, von den Medien, von der Gesellschaft, in der wir zufällig leben, oktroyieren, ohne es zu merken? Wichtig ist, dass man eine Basis erlangt, um eigene Ziele anzupfeilen, man nicht abwartet, sondern aktiv wird. Das wussten bereits, wie so vieles andere auch, die alten Griechen. Gnothi seauton! Erkenne dich selbst!

Oh, wird der geneigte Leser, und die ebenso geneigte Leserin nicht minder, vielleicht mit Erschrecken annehmen, oh, jetzt driftet der Autor ab in Richtung Esoterik oder Vulgär-Philosophie. Keine Angst, ich will es dabei bewenden lassen, das »gnothi seauton« ist nichts Neues, und in Sizilien stolpert man häufig über griechische Geschichte und Hinterlassenschaften. Bei der oft vergeblichen Mühe, irgendwelche Ziele, seien sie geografischer oder anderer Art, zu erreichen, funkt ein anderer ›alter Grieche‹ dazwischen: Sisyphos, der seit langen Zeiten seinen Stein den

Berg hinaufschuftet, nur um hilflos mit ansehen zu müssen, wie derselbe jedes Mal wieder ins Tal rollt. Doch ohne Sisyphos gäbe es keine Hoffnung.

Stets bleibt in der Ferne Unerreichbares, ob es sich um die Äußeren Hebriden handelt (ich kam bis zur Isle of Skye, der größten Insel der Inneren Hebriden), um Gibraltar (ich erreichte sowohl die äußerste Südwestecke Portugals, ja Europas, das Cabo São Vicente bei Sagres, als auch die äußerste Südostecke Spaniens beim Cabo de Gata, nicht aber Gibraltar, die Säulen des Herakles). Ich besuchte Guadeloupe und Martinique, nicht aber Venezuela oder Kuba. Ich kam bis Kaliningrad, nicht aber bis Smolensk oder Moskau. Ich tauchte an der Südspitze der Halbinsel Mani auf dem Peloponnes meinen Fuß ins Mittelmeereswasser oder bei Portopalo, dem Südkap Siziliens, nicht aber auf Malta und Lampedusa oder an der Südküste Zyperns. Zum Greifen nah lag Tunis, sogar nördlicher. Aber sollte man dorthin fahren, solange das Land von einem Diktator beherrscht wurde?

In Richtung Gela gelangten wir über Pachino, das auf einigen alten Schildern auch Pazino genannt wurde, zum Fischerörtchen Portopalo di Capo Passero. Wieder einmal ein äußerster Punkt, ein scheinbarer Endpunkt auf dem Globus, auf dem Weg einer Weltreise, denn alle Reisen sind Weltreisen. Eine Südspitze Europas, des alten Erdteils, des Anhängsels Asiens, das einmal, zu Zeiten eines ausgetrockneten Mittelmeeres, mit Afrika vereinigt war. Einer der ›alten‹ Griechen, Herodot, fragte sich seinerzeit, warum Asien, Europa und Afrika denn drei Erdteile sein sollten. Europa, das über den vorderen Orient mit Afrika eine Landverbindung hat, denn Bosporus und Suezkanal sind nur Schürfwunden in der Erdkruste. Wenn da nicht der Traum einer Tunisreise existierte, könnte ich mich zufriedengeben. Wenn es nicht den Gedanken an Karthago gäbe, obwohl dort nur römische Ruinen zu finden sind.

Erst einmal: der südlichste Punkt Siziliens, einer der südlichsten Europas. Zum Greifen nah Afrika, nur das Mare Africano trennt uns. Trennt uns von ihnen, die den umgekehrten Weg nehmen. Scheidet uns nicht mehr von denen, die es geschafft haben und vorerst den christlichen Menschenfängern entgangen sind, die sie zurückschicken wollen. Kein Wunder, dass sie kommen, denn sie haben in ihren Ländern keine Perspektiven. An einer Änderung der Situation arbeitet inzwischen eine Reihe afrikanischer Politiker, unter ihnen der Malier Ousmane Sy, der den großen Historiker Professor Joseph Ki-Zerbo aus Burkina Faso zitiert:

Dieses Afrika ist reich an Ressourcen, an einer jungen Bevölkerung und an vielfältigen Kulturen, es ist weder gelähmt, noch zum Scheitern und zu einer Existenz am Rande verurteilt. Das derzeitige Scheitern hängt damit zusammen, dass Afrika seine eigenen ›Fetische‹, seine eigene ›Matte‹, seine eigenen Strukturen aufgegeben und die der Kolonialmächte übernommen hat. Es muss sich also wieder auf seine ›eigene Matte‹ setzen, seine eigenen Kulturen aufgreifen, entwickeln und modernisieren.

Ousmane Sy 2010

Der Campingplatz lag direkt am Meer. Skulpturen griechischer Göttinnen schmückten eine Mauer, hinter der Palmen als Schattenschirme auftraten und die Sonne unterging. Das große Schwimmbad lag verschlossen im Licht. Wir waren zu früh im Jahr unterwegs. Laue Luft umschmeichelte uns, verlockte nach dem Abendessen zu einem Strandspaziergang. Der Leuchtturm Cozzo Spadaro, das Muschelschwert, warf sein Licht in die Runde, dreimal zuckte der Strahl, danach folgte eine Unterbrechung. An einem der nächsten Tage würde Ilse ihn malen. Am kaum feststellbaren Horizont blinkte ein rotes Licht.

In der Nacht war es ruhig, die griechischen Göttinnen hielten ihre schützenden Hände über uns. Der Morgen weckte uns mit einem knatternden Geräusch: der Händler war da mit seinem Lieferwagen. Es gab Bananen, Kirschen, Zitronen, Bohnen und Kartoffeln. Ilse verhandelte. Nach dem Frühstück radelten wir in den Ort zum richtigen Einkauf. Unsere Beute brachten wir zunächst zurück, um einige Sachen zum Kühlen in unsere borsa termica zu packen. Die Hälfte unserer Kühlelemente musste im Eisschrank des jeweiligen Campingplatzbüros auf Temperatur gebracht werden. Wenn sie einen hatten.

Wir fuhren erneut los mit den Rädern, zum Hafen. Zu einem der südlichsten Ankerplätze Europas auf 36 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 15 Grad 7 Minuten westlicher Länge. Ungefähr auf der Höhe der Bermudas. Zu meinem Südkap. Südlicher als Tunis gelegen, in Afrika. Der Standort war geklärt, der gewaltige Leuchtturm in unserem Rücken blinkte in der Nacht, alle Boote fanden Platz im Hafen, die Winde hatten Namen und hießen Libeccio, Ostro oder Scirocco. Bewacht wurden wir von den griechischen Göttinnen und einer weißen Madonna, die auf einem mächtigen Backsteinsockel über dem Hafen schwebte. Ich weiß, dass es vermessen ist, vom Südkap zu sprechen. Das liegt an der südlichen Spitze Tasmaniens, der großen Insel vor Australien, ist eine der drei großen Landspitzen neben Kap Hoorn und dem Kap der Stürme, genannt das der guten Hoffnung, der Boa Esperança.

Obwohl Ilse auf Wunsch den Tasmanischen Teufel teuflisch täuschend nachahmen kann, steht fest, dass wir bisher nicht in dessen Heimat gelangt sind. Wir nahmen mit unserem Südkap, der Südspitze Siziliens, vorlieb. Wir meinten zu wissen, wo wir uns befanden. Nicht nur die christliche Madonna und unsere griechischen Göttinnen, auch eine wohlgeformte Nackte aus Stein, halb verborgen hinter einem Oleander, die in einer barbusigen Nackten des heimischen Touristenprospekts ihre Entsprechung

fand und die ich Kalypso – oder war es Circe? – nannte, umgaben uns und vermittelten vermeintlich Bekanntes. Hier waren vor zweieinhalbtausend Jahren die Griechen zum ersten Mal an Land gegangen, als Entdecker und Eroberer, auf der Suche nach Lebensraum und Lebensmitteln. Sie hatten einen guten Griff getan. Die einheimischen Sikeler, Sikaner und Elymer waren ihnen nicht gewachsen, und die Insel entpuppte sich als fruchtbar. Nach Nordägypten entstand so die zweite griechische Kolonie. Die Form der Insel ließ den Namen Triquetra, die Dreibeinige, oder Trinacria, die Dreispitzige, entstehen. Dargestellt als weiblicher Kopf mit drei Beinen. Kolonisatoren benennen stets als erstes ihre ›Entdeckungen‹, kümmern sich nicht um die Namen und Begriffe der Einwohner. Die stazione meteorologica am Hafen zeigte 1.030 Hektopascal oder Millibar an, das bedeutete gutes Wetter, im Schatten 65 Prozent relative Luftfeuchte und 26 Grad Celsius, in der Sonne 45 Prozent Luftfeuchte und 34 Grad Celsius.

Ein rotblau gestreiftes Boot lag umgestürzt am Strand. Die Farbe war an vielen Stellen abgeschürft, hatte diesen hellen pastellfarbenen Ton angenommen, den Holz bekommt, das lange im Wasser gelegen hat. Ich hockte mich in den Sand, lehnte mich gegen die Bordwand, blickte über den Hafen auf die kabbelige See. Über das Mare Africano. Mit solch einem Bötchen mochte ich an diesem Tag nicht raus. Das Meer in der Nähe zeigte sich türkis, weiter draußen wirkte es dunkeltintenblau, kalt. Über dem Horizont zeigte sich ein heller Streifen, darüber kupelte ein blauer Himmel mit leichtem Dunst. Der Horizont fesselte als scheinbar exakte Linie immer wieder meinen Blick. In früheren Zeiten nannten die Seeleute den Äquator ›Die Linie‹, wie es auch Herman Melville in *Moby Dick* beschreibt. Eine gedachte Linie, die hilfreich ist. Hilfreicher als die des Horizonts, die wir nie erreichen. Die aber auch nützlich sein kann, wenn sie Piraten auf der

Flucht mit ihren Schiffen ›darunter‹ verschwinden lässt. Die Linie, hinter welcher der irische Schriftsteller Flann O'Brien immer noch einen anderen Horizont vermutete, einen geheimnis- und verheißungsvollen. Bei jedem Ziel, wenn wir es denn je erreichen, ahnen wir das nächste. Was sollte uns sonst antreiben? Magellans Schiffe überquerten mehrmals den Äquator. Er selbst schaffte die angestrebte Erdumrundung nicht, nur achtzehn seiner zweihundertfünfzig Leute kehrten mit einem der fünf Schiffe nach zwei Jahren zurück. Wer fragte die Seeleute nach ihrem Lohn? Wer fragte nach ihren Wünschen, ihren Zielen? Das Ziel des Königs und seiner Geldgeber war erreicht: die Gewürzinseln mit ihren Nelken, mit Salbei, Pfeffer, Zimt, Kaffee, Tee und Erdnüssen. Reichtum für wenige. Die Seeleute starben unterwegs oder arm an Land. Einer der Überlebenden war Antonio Pigafetta, der Schreiber des Kommandanten. Er notierte alles getreulich aus seiner europäischen Sicht und wie seine Vorgesetzten es befahlen. Sein Tagebuch ist erhalten. Die spanischen Könige, ihre Kaufleute und Bankiers, zu denen auch die deutschen Fugger gehörten, gaben sich allerdings mit dem Erfolg nicht zufrieden. Sie hatten bereits weitere Ziele ...
Wir halten fest: Nicht Harris oder Lewis, sondern Skye, nicht die Orkneys, sondern Inverness, nicht Venezuela, sondern Guadaloupe, nicht Karthago, sondern das Capo delle Correnti bei Portopalo di Capo Passero.

Wo Griechen kamen

Bewohntes Land sandgrün
am vergessenen Ende der Welt
Fremd für den Norden
und vertraut zugleich
Voller Geschichten und Träume
vom Niezufindenden
Beruhigend das mare mediterraneum

türkis und schimmernde Berge
Die Madonna am Strand
auf ihrer Stele mit leerem Blick

An der Plaza del Sol, am Rand der Stadt, ließen wir uns auf den Stufen einer großzügigen Steintreppe nieder, verzehrten unser Picknick, während der Wind unablässig die Reklamezettel des Sparladens über das Pflaster trieb. Ein Kind spielte am Strand unter Musik aus der Bar, die Speichen eines Fahrrades glitzerten in der Sonne. Am Rand der Piazza lockten zwei Restaurants (wartet nur, heute Abend!), zur Stadt hin reihten sich rosafarbene Kuben, darunter ein halbfertiges Haus. Auf einer Leine flatterte ein weißes T-Shirt. Stimmen verwehten unter dem Rauschen der Fächerpalmen, die den Platz säumten. Im Ort entdeckten wir Palmen und große Bananenpflanzen in den Vorgärten. Lange gerade Straßen waren ebenfalls mit Palmen auf beiden Seiten bepflanzt. Rufe drangen aus geöffneten Türen. An der Hauptstraße, wie überall hieß sie Via Vittorio Emanuele II, saßen alte Männer vor den Häusern und Bars. Die Nebenstraßen gehörten Garibaldi und Verdi. Ältere Frauen eilten zum Einkäufen, die jungen schwarzhaarigen stöckelten mit ihren Handtäschchen am Arm werweißwohin oder fuhren Vespa so wild wie die jungen Männer. An Mauern und Häuserwänden hingen kleine Plakate mit Hinweisen auf Verstorbene, einige mit Farbfotos. Das zweite Anniversario erinnerte an Scire, Elio, der mit achtundfünfzig Jahren verstorben war. Sei sempre nei nostri cuori. Auch der Marsilla, Giuseppina, wurde gedacht, die einundachtzig Jahre erreicht hatte. Ein Foto zeigte Sebastian Cavallaro, gestorben im Alter von nur neunundzwanzig Jahren, ein junger Mann mit gewelltem Haar, lächelnd in weißem Hemd mit schwarzer Krawatte. Vielleicht aufgenommen bei der glücklichen Hochzeit, bevor der unglückselige Unfall geschah. Manche Plakate klebten dort seit über zwei Jahren, die Farben waren

verblasst, wie sich das für Verblichene gehört. Die Toten lebten noch immer in der Stadt.

An einem der Abende radelten wir ein weiteres Mal zum Kap, wo sich die Meere treffen: östlich das Ionio, das Ionische Meer, westlich das Mediterraneo oder Africano und nordöstlich der Golfo di Noto. Am Südpol Europas, südlicher als der nördlichste Punkt Afrikas. Wir saßen draußen vor einem der Restaurants unter einem riesigen Gummibaum, um den herum die Terrasse gebaut worden war. Über uns durchsichtige Abdeckungen aus dünnen Bambusstangen. Libellen schwirrten vorbei. Wir wurden vorzüglich bedient. Ilse mit Gamberi fritti und Salat, ich mit Pesce spada al forno, gebackenem Schwertfisch, und Kartoffeln. Wir teilten uns die Zutaten. Dazu ein Vino bianco della casa. Langsam senkte sich die Dämmerung, die Kugellampen begannen zu leuchten, der Leuchtturm blinkte, schräg über uns hing der abnehmende Mond. In der Nähe lärnte eine Gruppe lautstarker älterer Österreicher und Österreicherinnen, die mit riesigen Campern unterwegs waren. Sie hatten gute Laune. Tu felix Austria, reise!

Im Hafen lagen zwei große Motorboote mit arabischen Schriftzeichen und farbigen Bemalungen: Löwen, Affen und surrealistische Landschaften. Leise schabten die Scheuerleisten an den Steinquadern des Kais. Fischerboote von gegenüber. Dort, unsichtbar, Tunesien. Die Schiffe wirkten fremd, geheimnisvoll. Niemand schien an Bord zu sein.

Die weißen Bänke von Möhler – ein literarisches Vorspiel der anderen Art

Wie wir, obwohl wir nichts zu büßen und zu beichten haben, auf den Pättkes die Natur genießen, in Möhler vor lauter Träumerei beinahe nicht weitergekommen wären und schließlich doch noch glücklich das Kloster Clarholz erreichen, wo mit den Ohren gewackelt wird und wir uns wundern, was der Georg Büchner mit dem Münsterland zu tun hat.

Auch wenn es schwerfällt: wir wollen uns heute wieder einmal von Haus Nottbeck entfernen (keine Angst, wir werden zurückkehren). Nottbeck im Münsterland kann Ausgangspunkt verschiedener sternförmiger Tagesfahrten für Radfahrer sein oder auch für Rundfahrten. Auf den Spuren der heimischen Dichter wollen wir uns bewegen, wobei wir uns durchaus auch von anderweitigen Attraktivitäten bis hin zu Pott's Brauerei gern ablenken lassen wollen.

Kaninchen hoppeln über den Platz vor dem Kulturgut Nottbeck, das am frühen Morgen still vor uns liegt. Das Haus öffnet erst am Nachmittag für Besucher. Da der verantwortliche Mensch den Schlüssel für das mit Spitzen bewehrte Eisentor nicht bei sich hat, müssen wir einen geheimen Weg nutzen, um an unsere Räder zu gelangen, die in einer der Stallungen übernachtet haben. Das war aber eine Ausnahme. Übernachtungen sind erst zu einem späteren Zeitpunkt geplant. Dafür muss noch umgebaut werden. Wir holen die Fahrräder, Nesseln und anderer Wildwuchs schlingen sich um unsere Beine, es brennt, aber das soll den Kreislauf anregen und gegen Rheuma helfen.

Der Himmel meint es gut mit uns, es regnet nicht, vereinzelte Wolkenballen segeln uns entgegen, blaue Löcher lugen. Also – bis auf den Gegenwind, Windstärke fünf, das ist eine frische Brise, in Böen sechs, behaupte ich –

gutes Wetter. Ja, das ist doch klar, meint unser Routenmeister, der seine Karte auf einem Gestell am Lenker vor sich herschiebt, bei der Konzentration von Kirchen und Klöstern im Münsterland! Aber, wende ich ein, wenn einer von uns gesündigt haben sollte? Dann, erwidert er, haben es die Katholen besser. Die dürfen beichten, die anderen müssen bereuen.

So ist auch das geregelt, wir können starten.

Die blauen Löcher am Himmel werden größer, die Kondensstreifen der Passagierflugzeuge ziehen sich hin und fransen aus, nur zwei Tiefflieger brausen heute über uns hinweg, das war früher schon einmal schlimmer. Vögel zwitschern, ein Kohlweißling flattert vor meiner Nase herum (will er mit?), in der Ferne sehe ich Gruppen von Windkraftwerken, deren Propeller sich langsam drehen, auf einem Feld flüchten zwei prächtige Hasen, Fasane schlagen sich lautlos in die Büsche. Die Störenfriede sind eindeutig wir.

Schmale geteerte Straßen erwarten uns, wenig Autoverkehr, ab und zu biegen wir ab auf Feldwege, auf Waldwege; ohne Karl Averdung wären wir aufgeschmissen, doch sollen unsere Fahrtbeschreibungen ja künftig anderen dienen, sich allein zurechtzufinden. Man könnte einfach so dahinradeln und ins Träumen kommen. Leichter Dunst liegt über dem Land. Der Weizen ist noch kurz und grün, die Gerste zeigt schon Ähren. Sachte wiegen sich die Halme im Wind. Apfelbäume blühen, Pflaumenbäume haben ihre rosa Tränen schon verloren, die Spiegelungen der Hängeweiden zittern im Wasser der Gräben. Hahnenfuß und Löwenzahn streiten sich um das Gelb am Wegesrand, kommen aber nicht an gegen die Riesenrechtecke mit gelbem Raps, die zurzeit das Landschaftsbild bestimmen. Kiebitze schreien und stoßen aus der Höhe zur Erde nieder. Man könnte wirklich ins Träumen geraten.

Was erst erlaubt wird, als wir unser erstes Ziel für heute, Schloss Möhler, erreichen. Über die Holzplanken einer

kleinen Brücke klappern wir unter den Ästen gewaltiger blühender Kastanien hindurch in ein kleines Paradies. Weiße Bänke laden ein zur Rast, oder ein Wiesenplätzchen an einem der Wasserläufe, am klüfnen See, dessen Wasser früher das große Holzwasserrad antrieb, das noch zu sehen ist. Auch hier blühende Obstbäume, Schatten unter Kastanien und Weiden, nebenan ruhen Schafe; von den Designern, die für die neue Nutzung des alten Gebäudes sorgen, hören und sehen wir nichts, es friedet das Bild (Paul Celan). Auch ein Lokal befindet sich dort, normalerweise geschlossen, das man für Festlichkeiten mieten kann. Auf einem Holzpfosten ist eingegraben: Die beste Zeit ist die Gegenwart! Das wollen wir gern beherzigen. Und auch den Menschen im Kosovo und in Afghanistan wünschen.

Hier lebte kein Literat, kein Dichter, doch hier könnte man – bei Sonnenschein – zum Dichter werden.

Also, denn man tau:

Die weißen Bänke von Möhler

Weiße Bänke laden zur Rast
am verträumten Ort mit Wasserrad
Holzbrücke über die Gräfte
wo in der Nacht die Frösche singen
Apfelbäume weinen weiße Tränen
auf schlafende Schafsrücken
zwischen Wiesenwucherblumen
Laue Luft streichelt die Haut und
tiefeinatmend sagt jemand:
wozu nach Süden düsen!

Aber – da war noch etwas. Da stand ein Name auf unserer Routenkarte, zwischen Möhler und Clarholz, das – oder besser: dessen Klosteranlage – wir heute noch erreichen werden. Ja, richtig, notiert hatten wir den Namen Johann

Bernhard Wilbrand. Auch ihm ist eine Vitrine mit Ausgaben seiner Bücher im Kloster gewidmet, neben dem berühmten Dichter Jodokus Donatus Hubertus Temme. Wilbrand war Wissenschaftler, kein Schriftsteller, doch ging etwas von ihm auf kuriose Weise in die Dichtung ein, und deshalb soll er hier Erwähnung finden. Wilbrand beschäftigte sich (natürlich) mit Theologie, mit Medizin, mit der Farbenlehre (er korrespondierte in dieser Sache mit Goethe, der sich bekanntermaßen ebenfalls um die Farbenlehre bemühte), mit Naturphilosophie. Wilbrand folgte einem Ruf als Professor nach Gießen und war dort sehr aktiv und produktiv. Man weiß zwar nie, was Studenten aus dem Studium Bleibendes mitnehmen, doch ein gewisser Georg Büchner, der Medizin studierte und bei Wilbrand anatomische physiologische Vorlesungen hörte, hatte wohl bei der Veranstaltung über die Ohrmuskeln besonders gut aufgepasst. Diese Vorlesungen waren mit Demonstrationen des wissenschaftlichen Gegenstandes verbunden, was bedeutete, dass sich selbst bei schönstem Sonnenschein der Vorlesungssaal füllte. Des Professors in Gießen seltsam anmutender Münsterländer Dialekt (er sagte nicht Menschen, sondern Mens'ken) sorgte zusätzlich für Unterhaltungswert. Die meisten Menschen können ihre Ohren nicht bewegen, die dortigen Muskeln sind verkümmert, obsolet geworden, wie Prof. Wilbrand erklärte. Quod esset demonstrandum? In einer eigenartigen Form von Dialektik bewies der Gelehrte an seinem Sohn Julius, der als lebendiges Beispiel während der Vorlesung auftreten musste, das Gegenteil.

»Die Mensken können die Ohren nicht bewegen«, tönte der Professor, »das können nur die Äffken. Jolius mach's mal!«

Und Jolius machte es mal, zur Erheiterung der Studenten. Er konnte brillant mit den Ohren wackeln. Applaus! Quod erat demonstrandum, im Einzelfall natürlich. Ausnahmen bestätigen die Regel. Als Nebeneffekt ergab sich:

Wilbrand hatte seinen Spitznamen »Dat Äffken« weg. Ob das Ohrenwackeln heute noch Thema medizinischer oder naturwissenschaftlicher Seminare ist, wissen wir nicht. Aber wenn wir uns im Theater den Woyzeck von Georg Büchner ansehen, werden wir merken, dass dieser Student etwas Wichtiges für seine Literaturproduktion aus Gießen mitgenommen hatte.

Der Doktor führt einer Studentengruppe den Woyzeck vor:

»Sehen Sie: der Mensch, seit einem Vierteljahr isst er nichts als Erbsen; bemerken Sie die Wirkung, fühlen Sie einmal: was ein ungleicher Puls! der und die Augen!«

Woyzeck: »Herr Doktor, es wird mir dunkel!« Er setzt sich.

Doktor: »Courage, Woyzeck! Noch ein paar Tage, und dann ist's fertig. Fühlen Sie, meine Herren, fühlen Sie!« Sie betasten ihm Schläfe, Puls und Busen. »Apropos, Woyzeck, beweg den Herren doch einmal die Ohren! Ich hab es Ihnen schon zeigen wollen, zwei Muskeln sind ihm tätig. Allons, frisch!«

Woyzeck: »Ach, Herr Doktor!«

Doktor: »Bestie, soll ich dir die Ohren bewegen? Willst du's machen wie die Katze? So, meine Herren! Das sind so Übergänge zum Esel ...«

So kam zum einen Büchner, der Mediziner und Revolutionär, vom Äffken auf den Esel und als Schriftsteller zu späterem Ruhm, kamen zum anderen wir vom eigentlichen Thema ab.

Aber wir wollen, nein, wir müssen leider, die Träumerei in Möhler sein lassen (oder kann man sagen: die Träumerei verlassen?), um uns nach Clarholz zu begeben. Eine nicht mehr allzu lange Fahrt über schmale Straßen, wobei wir einmal bei den Kühen rechts und dann bei den braunen Pferden links abgebogen sind, was Ihnen überhaupt nicht hilft, weshalb das Studium der konkreten Radroute anempfohlen wird.

Unterwegs können Sie unauffällig probieren, wie es um Ihre Ohrmuskeln steht. Zur Belohnung erwartet Sie nicht nur das ehemalige Prämonstratenserkloster Clarholz mit seinen Wirtschaftsgebäuden, sondern die bereits erwähnte Vitrine mit Büchern von und über den Ohrenwackelprofessor – und eine ausgestellte Pflanze, die nach ihm benannt ist –, sondern natürlich auch, und das ist unser eigentliches Ziel, etliches über Jodokus Donatus Hubertus Temme und seine Bücher, auch die unter Pseudonym geschriebenen, wovon eines betitelt ist mit: Die Liebe im Kloster. Doch das ist eine andere Geschichte.

Nachwort

Ulrich Straeters Werkkatalog zählt fast 30 Bücher neben Beiträgen in Anthologien, redaktionellen Texten, Herausgabeprojekten und zahllosen lyrischen Miniaturen. Und doch: Ulrich Straeter ist kein Berufsschriftsteller im landläufigen Sinn, sondern eher ein Einzelgänger, der außerhalb des Mainstream-Literaturbetriebs steht. Die literarische und persönliche Unabhängigkeit geht dem 1941 in Dortmund-Berghofen geborenen Autor über alles.

Seit Jahrzehnten bildet er mit seiner Ehefrau, der Malerin Ilse Straeter, ein untrennbares, kongeniales Gespann. Beide vereint – neben breit gefächerten künstlerischen Interessen – ein ausgeprägtes sozial-politisches Bewusstsein, verbunden mit der Intention, selbst initiativ zu werden.¹ Zunächst kam dies – in journalistischer Hinsicht – bei Ulrich Straeters Mitarbeit am *ÖTV-Magazin* und seiner Redaktionstätigkeit bei der *Gewerkschaftszeitung Ötv-Info* (1977-1983) zum Tragen. Zu einem wichtigen Baustein wurde im selben Jahrzehnt die Mitgliedschaft im *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt*, einer Vereinigung, die das Ziel verfolgte, Literatur zu politisieren und Arbeiter fürs Schreiben zu gewinnen. 1978 traten Ulrich und Ilse Straeter der Dortmunder Werkstatt bei und beteiligten sich fortan an zahlreichen Aktionen und Happenings. Für Ulrich Straeter war der Werkkreis eine Art Schreibschule: »Das war praktisch meine handwerkliche Lehre, die ich da

¹ Später war er einige Jahre Redaktionsmitglied des monatlich erscheinenden Essener Stadtmagazins *Standorte* (1981-1985). Bei den Straßenmagazinen *Paperboy* (2010-2017) und *Ruhrstadtbote* (2010-2017) arbeitete er als Autor mit. Durch diese Tätigkeit fanden seine Texte Eingang in die genannten Organe. Einen genauen Überblick bietet das *Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren* (online abrufbar).

erfahren habe, durch Leute, die schon Bücher veröffentlicht hatten, die Erfahrungen gesammelt hatten.«² Die Arbeit am Text sei »knallhart« und »kritisch«³ gewesen, womit man persönlich erst einmal habe klarkommen müssen. Letztlich habe das Positive überwogen. Straeter zufolge zehre er noch heute von dieser »sehr wichtige[n] Zeit«.⁴ Der Kontakt mit den Kollegen und Kolleginnen hätten ihn damals literarisch »auf den Weg gebracht«.⁵ Aus einer solchen Aufbruchstimmung heraus trafen Ulrich und Ilse Straeter 1981 eine für ihre weitere Lebensplanung wegweisende Entscheidung. Sie entschlossen sich, ihre Jobs an den Nagel zu hängen und eine Auszeit zu nehmen. Ilse Straeter war damals in einer Werbeagentur tätig, ihr Mann als Diplom-Finanzwirt in der Bundesfinanzverwaltung. Beide hatten zunächst versucht, sich für ein Jahr beurlauben zu lassen, was ihre Arbeitgeber jedoch abgelehnt hatten. Sie zogen hieraus die Konsequenzen und kündigten:

Es war ein persönlicher Prozess, der mit einem Wechsel der beruflichen Perspektive verbunden war und auch mit dem Wunsch, aus alten Zwängen auszubrechen. Das, was für viele erstrebenswert ist – eine sichere Position, eine ganz sichere Berufslaufbahn als Beamter –, aufzugeben. Ich war ja Beamter auf Lebenszeit, was ich

² Walter Gödden / Thomas Strauch (Hg.): *Ich schreibe, weil ... 36 westfälische Autorinnen und Autoren im Interview*. Bielefeld 2011, S. 173.

³ Ebd.

⁴ Ebd., S. 174.

⁵ Ebd. Aus dieser Zeit stammt ein »legendärer« Aktionskoffer mit vielen Memorabilien, den Ulrich und Ilse Straeter dem Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck (Oelde-Stromberg) zu Verfügung stellten. Er enthielt Broschüren, Sticker, Gedichte auf Zündholzschachteln und Bierdeckeln, Plakate, grafische Arbeiten sowie Publikationen des Werkkreises, die seinerzeit auflagenstark in einer eigenen Reihe des Fischer-Taschenbuchverlags erschienen.

damals ja schon immer als lebenslänglich bezeichnet habe. Aber das bedeutet eben auch viel Zwang und viel Druck. Und auch heute noch wird in deutschen Verwaltungen sehr, sehr hierarchisch gehandelt und mit sehr viel Befehl gearbeitet und das wollte ich nicht mehr für den Rest meines Lebens machen.⁶

Die Entscheidung war mit einem nicht geringen finanziellen Risiko verbunden. Aber sie kam nicht plötzlich:

Natürlich kann man das normalerweise nicht so blauäugig machen, es sei denn man fliegt raus. Dann kommt sowas plötzlich. Aber wir haben das zehn Jahre lang geplant und haben natürlich auch ein bisschen Reserven ansammeln können und haben uns eine Ausgangsbasis geschaffen. Zumindest auf einem relativ niedrigen Level, das aber möglich war. So ganz, ganz auf die Kunst haben wir uns dabei nicht verlassen. Es gibt auch noch ein paar andere Tätigkeiten, die so ein bisschen das Brot hereinbringen.⁷

Ulrich Straeter schrieb sich damals an der Universität Essen ein. 1986 legte er das Staatsexamen in Deutsch und Geschichte ab. Ohne dann allerdings im Lehrerberuf zu (ver)enden. Aus heutiger Sicht rekapituliert er den damaligen beruflichen Umstieg mit den Worten:

Zu gehen war eine weise Entscheidung, denn anschließend wurde das Leben, nicht nur wegen meines Studiums an der Universität Essen, spannend. Ich gelangte beruflich in den Kulturbereich, organisierte Kunst und Kultur und gründete einen Verlag. Es folgten, zusam-

⁶ Ebd., S. 172.

⁷ Ebd., S. 172.

men mit meiner angeheirateten und malenden Lebensgefährtin, etliche Radtouren mit Zelt durch Westeuropa; einmal klinkten wir uns sogar ein ganzes Jahr lang mit Campingbus, Fahrrädern und Zelt aus ... Wir verarbeiteten unsere im wahrsten Sinn des Wortes ›Erfahrungen‹ von unterwegs in Bildern und Büchern und konnten damit sogar Geld verdienen.⁸

Mit der Zäsur fiel endgültig die Entscheidung, das Schreiben zum Lebensmittelpunkt zu machen. Straeter ist seit seiner Jugend ein Büchermensch. In seinem letzten umfangreichen Prosabuch *Vom Ruhrgebiet nach Helgoland. Mit dem Fahrrad durch die Fünfzigerjahre* (2022) führt er seine frühen literarischen Hausgötter auf, bei denen es sich in der Hauptsache um Abenteurer handelte, die ihrerseits die Welt erobert hatten.

Ich habe als Kind und als Jugendlicher viel gelesen. Ich war Rezipient. Ich habe stundenlang, tagelang gelesen. Mich konnte man irgendwo einsperren, Hauptsache, es waren genug Bücher da. Und irgendwann war da schon mal der Wunsch: »Ach, eigentlich würdest du gerne selber mal was schreiben«, aber ich konnte mir das lange Zeit nicht vorstellen. Und irgendwann fing es an, durch meine gewerkschaftliche Arbeit, dass ich unter anderem kleine Reportagen und kleine Glossen geschrieben habe. Irgendwann gab man mir mal die ernste Seite, nicht nur die witzige Seite und dann hat sich das so ein bisschen weiterentwickelt. Und irgendwann bin ich auf Leute gestoßen, die das schon ein bisschen besser konnten als ich und da bin ich dann heringerutscht.⁹

⁸ *Vom Ruhrgebiet nach Helgoland. Mit dem Fahrrad durch die Fünfzigerjahre*. Essen: straeter-kunst 2022, S. 188.

⁹ Gödden/Strauch 2011, a.a.O., S. 170.

Während einer langen, gemeinsamen Reise sei ihm klar geworden, dass er Reisetagebücher schreiben wollte:

Ich habe einfach alles aufgeschrieben, was unterwegs so geschah, von der Sprit-Rechnung bis zum Essen und egal was. Aber es gab eine Szene, als meine Frau in der Natur hockte und eine Bucht malte. Das bedeutete für mich immer so zwei bis drei Stunden Zeit. Da wusste ich am Anfang nicht, was ich machen sollte in der Zeit. Ich habe mich dann daneben gesetzt und gesagt: »Ich schreibe das jetzt mal auf, was sie malt.« Ich habe die alte Bildbeschreibung gemacht, die wir früher in der Schule immer gehasst haben. Und ich habe dann so zwei, drei Seiten geschrieben, habe also die Szene beschrieben. Und dann haben wir miteinander verglichen und haben bemerkt, wo Gemeinsamkeiten und wo Unterschiede waren. Und ich habe festgestellt, dass ich nicht nur Impressionen beschrieben, sondern auch Assoziationen getätigt hatte. Das heißt also: Ich hatte etwas beschrieben, das man nicht sehen konnte. Und daraus haben sich auch gewisse Texte entwickelt, so Kurztex-te. Nach der Reise hat sich dann erst der Gedanke gefestigt: »Was kann man von dem ganzen Material umarbeiten?« Und so fing das mit den Reisebüchern so langsam an.¹⁰

Unmittelbare Vorbilder habe er damals nicht gehabt, sondern »einfach frei Schnauze«¹¹ geschrieben. Dabei habe sich allmählich die angedeutete Form des ungezwungenen Reisefeuilletons herauskristallisiert, die Bericht, Aphorismus, Lyrik und Reflexion einschließt.

¹⁰ Ebd., S. 172.

¹¹ Ebd., S. 172.

Die Ausstiegsphase – oder wie Straeter es nennt »Umstiegsphase« – löste mit der Zeit einen beträchtlichen schriftstellerischen Output aus. Literarisch debütiert hatte Straeter bereits 1979 mit dem *Tagebuch einer Irland-Reise*, das er im Selbstverlag herausgegeben hatte. Nach mehrjähriger Pause erschien 1988 im Hamburger Verlag Schwarze Kunst der Band *Reisebilder/Reisen bildet. Gedichte*. Nach einem weiteren Band im Selbstverlag (*Blickwinkel. Gedichte*, 1990) brach 1993 die Phase des erwähnten ARKA Verlags an, der Teil einer Essener Kunst- und Kulturwerkstatt war, die Kreativkurse für Erwachsene und Jugendliche anbietet und eigene Projekte und Kunstaktionen durchführt. Straeter gehörte der auf der Zeche Zollverein ansässigen Kulturwerkstatt über zehn Jahre lang an und baute sie mit auf. Den ARKA Verlag charakterisiert er mit den Worten:

Ich sage gerne mal ab und zu salopp: Der kleine, berühmte, dynamische Verlag aus dem Ruhrgebiet. Wir wollen uns nicht zu hoch ansiedeln. Der ARKA-Verlag ist mal entstanden aus einem Projekt, wobei keiner daran gedacht hat, dass die Sache Bestand haben würde. Aber wir haben in diesem Jahr unsere dreißigste Publikation veröffentlicht und wir haben inzwischen zwischen 15.000 und 20.000 Bücher verkauft. Das ist für einen größeren Verlag nichts, aber für uns als Ein-Mann-eine-Frau-Betrieb ist das schon eine ganze Menge.¹²

Im ARKA Verlag erschienen die folgenden eigenen Titel von Ulrich Straeter:

¹² Ebd., S. 171.

- *Irish! Gedichte* (1993)
- *Toskana. Gedichte* (1994)
- *Zwischen Wind und Wetter. 1000 Kilometer Irland mit dem Fahrrad* (1996)
- *Ach Portugal. Eine Reise ans Ende der alten Welt* (1997)
- *Pastis unter Platanen. Gedichte und andere Impressionen* (1998)
- *Veränderungen/ Valtozasok* (1998) [mit T. Oberheimann]
- *Schottland schaurig schön* (1999)
- *Nonsens-Texte. Essen* (2001)
- *Bittersüßer Aperitif. Reisenotizen aus Südfrankreich* (2005)
- *Steinfinger sticht in Coelinblau. Reisegedichte* (2007)
- *In Irland. Reise-Erzählungen* (2008)
- *Ein Jahr ohne Fö(h)n. Outdoor in Europa, eine Zeitreise* (2014)
- *Leiden inspiriert* (2015)
- *Sauerland Impressionen* (2018)

Daneben gab Straeter in seinem Verlag Anthologien mit Titeln wie *Wie wir am besten in Öl baden und uns dabei wohl fühlen* (1992) oder *Dornrösia und andere moderne Märchen und Sagen* (1994) zusammen mit Werner Schlegel heraus. 2000 erschien *Der Pott kocht. Geschichten zur Criminale 2000*.¹³

Hinzu kamen Titel in anderen Verlagen:

¹³ Außerdem gab Straeter gemeinsam mit Josef Krug 1985 im Werkkreis die Prosasammlung *RuhrpottRiviera* heraus. Seit den 1970er Jahren hat er an zahlreichen Anthologien und Zeitschriften mitgearbeitet, die unter anderem der Friedensbewegung nahestanden.

- *Schafsnasen in Wales. Ein Reise(ver)führer.* Hamburg: Verlag Schwarze Kunst (1993)
- *Bretagne bleue. Reiseerzählungen.* Bad Honnef: Horlemann (2001)
- *Zehn literarische Radtouren rund um Haus Nottbeck.* Münster: Ardey (2003) (in der Reihe *Westfälische Dichterstraßen*)
- *Wer über das Meer kommt ist ein Dieb. Unterwegs in Sardinien und Korsika.* Bad Honnef: Horlemann (2004) sowie
- *Sizilianische Zitronen. Ein Lied des Südens. Reise-Erzählungen.* Berlin: Horlemann Verlag (2011)

Den vorläufigen Abschluss bilden, nun unter dem Label *straeter-kunst*,

- *Conversation avec Monsieur Olivier. Gespräch mit Monsieur Olivier. Nouvelle/Erzählung.* Essen (2018)
 - *Erasmus Schöfer: Sisyfos Lust. Lauter ewige Lieben. Gedichte.* Aquarelle Ilse Straeter, Nachwort Ulrich Straeter. Essen (2020)
- und der erwähnte Band
- *Vom Ruhrgebiet nach Helgoland. Mit dem Fahrrad durch die Fünfzigerjahre.* Essen (2022).

Außer der Reihe erschienen im Bochumer Verlag Brockmeyer der Erzählband *Eickmeiers Traum und andere Geschichten* (2014) und im Verlag Henselowsky Boschmann der Krimi *Grüne Minna. Weiße Westen an der Ruhr* (2010). Beim genannten Kriminalroman bemerkte Straeter, dass er mit seinem »leichten Plauderton nicht so weit kam«: »Ich musste mich da an ganz andere Regeln und Strukturen gewöhnen und brauchte auch die tatkräftige Unterstützung meines Verlegers, was gut geklappt hat. Ich

habe eine Menge dabei gelernt. Unterschiedliche Formen verlangen natürlich unterschiedliche Ansätze.«¹⁴

Reisen bildet – der oben erwähnte Titel ist durchaus wörtlich zu verstehen. Die Reisen der Straeters sind – auf ganz ungezwungene Art und Weise – Bildungsreisen. Auf die sich Ulrich Straeter gewissenhaft vorbereitet. Der Rucksack ist stets prall gefüllt mit Hintergrundlektüre unterschiedlichster Provenienz. Dem dogmatischen Zwang des Wissenschaftlich-Systematischen setzt sich der Autor freilich nicht aus. In *Sizilianische Zitronen* kommt das vom Autor angeführte Verzeichnis an Sekundärliteratur dennoch auf annähernd 90 Titel.

Straeter ist Kosmopolit durch und durch und umfassend kulturgeschichtlich bewandert. Er hat die Landesgeschichte, die bildende Kunst, die Mythologie und natürlich die Literatur immer im Blick. *Sizilianische Zitronen* ist – um ein Beispiel herauszugreifen – ein Buch der tausend Stichworte: Die Irrfahrten des Odysseus, Reflexionen über den heiligen Vitus (ganz passend zum zufällig ergatterten Transportmittel, einem angemieteten Mercedes-»Vito«, was als Wink des Schicksals gedeutet wird), die Meeresecke von Skylla und Charybdis als Sinnbild einer gefährvollen Situation zwischen zwei gleich verhängnisvollen Übeln (für die Straeter Entsprechungen in der Gegenwart findet), die allgegenwärtige Farbe Rot, das Echo der Nymphen, das aus der Höhle des Tyrannen Dionisos erschallt und dem Schreiber neue Geheimnisse enthüllt – immer neue Assoziationsketten stellen sich ein. Straeter kommt den Geheimnissen des Landes ganz unangestrengt auf die Spur. Reminiszenzen aus Sagen, Erzählungen Einheimischer, auch Spuren heutiger Romane über Sizilien fließen ein. Das alles verleiht dem Buch fast etwas Enzyklopädisches.

¹⁴ Gödden/Strauch 2011, a.a.O., S. 173.

Vor allem interessieren Straeter der Blick in des ›Volkes Seele‹ und die sozialen Umstände:

Ich kann nicht weggucken, ich sehe das. Und ich sehe längst nicht alles! Es gibt vielleicht Leute, die noch viel genauer hingucken. Aber ich kann nicht weggucken, wenn ich bestimmte Problembereiche sehe, oder ich weiß: Hier spielt sich das ab. Ich kann nicht nach Sizilien fahren und vor der Flüchtlingsproblematik, vor den Bootsflüchtlingen die Augen verschließen, oder vor anderen Themen. Das möchte ich da einbringen, aber so, dass es die Lesefreude hoffentlich nicht stört.¹⁵

In Irland fielen ihm die Spuren einer allmählichen Amerikanisierung negativ auf. Die Multis hatten sich eingekauft, Microsoft lässt grüßen. Und doch habe Irland, trotz einer Arbeitslosenziffer von 20 Prozent, seine Seele nicht verkauft, sei »typically irish«, das heißt widerständig geblieben. In Frankreich waren die Zeichen einer politischen Rechtsorientierung unter Le Pen unübersehbar und die große Zahl von Atomkraftwerken, die den Weg säumten. Überall wurden Zeichen von Natur- und Umweltzerstörung registriert. In *Sizilianische Zitronen* werden die Folgen einer eklatanten politischen Misswirtschaft herausgestellt. Gemeint ist damit zum Beispiel das Schicksal afrikanischer Bootsflüchtlinge, die damals auf der Insel Lampedusa strandeten und wie Treibgut behandelt wurden. Die Straeters waren zwar nicht auf Lampedusa, aber das Thema beherrschte damals die Schlagzeilen und floss deshalb in *Sizilianische Zitronen* ein.¹⁶ Die üblichen Mittelmeertouristen hätten von den Flüchtlingen ebenso wenig etwas wahrgenommen wie von der gewaltbereiten EU-Schutztruppe Frontex.

¹⁵ Ebd., S. 173.

¹⁶ *Sizilianische Zitronen*. Berlin: Horlemann 2010, S. 61.

Ein anderes ausführlich behandeltes Thema sind – im selben Buchtitel – korrupte Regierungen, die unbehelligt jahrelang mit der EU dubiose Geschäfte machen konnten. Ins Auge fielen auch Erdöl- und Chemieanlagen, die Flora und Fauna unwiederbringlich zerstören. Auch der – so Straeter – »Polit-Komödiant und Kriminelle« Berlusconi habe damals seine Spuren hinterlassen. Ebenso wie die Mafia, die überall die Hand im Spiel hatte: »Betrug, wo man hinschaut, denn wir leben in einer Betrugs- und Verschwendungsgesellschaft, wovon nicht nur die Müllverwerter und Müllverbrenner gut leben.«¹⁷ Aus globaler Perspektive kommen die Folgen der Bankenkrise für die ärmeren Länder in den Blick und die Auswirkungen US-amerikanischer Börsenspekulationen auf die Hungersnot in Burkina Faso hinzu. Und die »Festung Europa« wappnet sich damals mit neuen Abwehrmaßnahmen: »Was bedeutet Frieden bei uns, wenn in anderen Ländern Krieg herrscht?«¹⁸ Mit Blick auf Sizilien führt Straeter zahlreiche Beispiele dafür an, dass der »Lauf der Geschichte ... bis heute überwiegend von Egoismus und persönlichem Eigentum geprägt ist.«¹⁹ Straeters historische Exkurse bestätigen das Bild. Sizilien war schon immer eine gebeutelte, wehrlose Insel. Sie wurde von unterschiedlichster Seite unterjocht und ausgebeutet, »vom Staat, von den Konzernen, von der Kirche und von den Freunden der Freunde«,²⁰ womit die Mafia gemeint ist. Der Heimatliebe der Sizilianer und der Einzigartigkeit der Landschaft habe das alles keinen Abbruch getan. Und auch die Straeters fühlten sich auf der Insel wie im Paradies: »Wir erlebten reizvolle Landschaften und ergreifende

¹⁷ Ebd., S. 132.

¹⁸ Ebd., S. 50.

¹⁹ Ebd., S. 107.

²⁰ Ebd., S. 94.

Blicke über ein Meer, das so blau war, dass ich es als blau-blau bezeichnen musste.«²¹ Aus einer anderen Reisebeschreibung wird der Satz zitiert: »Die Insel Sizilien ist, was Üppigkeit und Schönheit angeht, die Perle des Jahrhunderts.«²²

Erneut wird nichts rosarot gefärbt. Die Reflexionen schließen viele Selbstzweifel mit ein: Schon so viele Länder bereist, und doch nicht bei sich selbst angekommen, ließe sich resümieren. »Manchmal habe ich das Gefühl, keins meiner Ziele erreichen zu können oder je erreicht zu haben.«²³ Die Ferne bleibe stets etwas »Unerreichbares«.

Straeter geht es, wie er sagt, darum, »die Dinge, die wichtig sind, festzuhalten, im Bild, im Text oder sonstwie, die Schönheit und Ästhetik von Orten und Landschaften, von Menschen. Das, was das Leben lebenswert macht, und was uns anstacheln sollte, für seinen Erhalt zu sorgen.«²⁴ Der Leser bzw. die Leserin solle sich bewusst werden, dass jede Anmut vergänglich und darum umso schützenswerter sei: »Das sollten wir tun: bewundern. Mit Demut.«²⁵

Bücher wie *Sizilianische Zitronen* sind mehr als ein »normales« Reisebuch. Sie sind zugleich kulturhistorische Essays über das Leben an sich und eine zeitgemäße Lebensweise. In dieser Hinsicht sind Straeters Reisebücher ein Plädoyer für das einfache Leben und ökologisches Bewusstsein:

Das versuche ich zu vermitteln. Unterschwellig, weil meine umweltpolitischen Aktivitäten auch schon sehr alt sind. Wir machen schon sehr lange was und ich

²¹ Ebd., S. 136.

²² Ebd., S. 83.

²³ Ebd., S. 52.

²⁴ Ebd., S. 119.

²⁵ Ebd., S. 66.

denke, man kann den Menschen dann durch praktische Beispiele zeigen, was möglich ist.²⁶

Bezeichnend ist ein Satz über Venedig, das von den Straeters auf der Hinfahrt nach Sizilien besucht wurde:

Wir ließen uns, wie zehntausende andere, durch die Gassen der alten Lagunenstadt treiben, besichtigten einiges, was für das Bildungsbürgertum vorgeschrieben war, suchten und fanden anderes, das uns mehr interessierte, zum Beispiel das Alltagsleben der Venezianer, die Farben der Wohnhäuser und die harte Arbeit der Gondolieri.²⁷

In Sizilien angekommen, stellte sich fast ein schlechtes Gewissen ein, weil man nicht zu den konsumfreudigen »Eindringlingen« zählte, die freigiebig viele Euro im Land ließen: »Die Menschen dort wollten von uns leben. Wir hingegen hatten vor, zu »schmarotzen«, zu schauen, zu träumen, zu malen und zu schreiben.« Fast neidisch fällt der Blick auf einen Einheimischen: »Der Mann hatte alles, was man so braucht: Brot, Kirschen, Bananen, Oliven, Öl, Rotwein.«²⁸ Straeter ist ähnlich genügsam und anspruchslos. So war er schon froh, wenn er ein »hartes, aber schattiges Plätzchen« fand, um seine Aufzeichnungen niederzuschreiben. Die gewünschte kontemplative Stimmung stellte sich dann wie von selbst ein. Auf die Frage, was er zum Leben brauche, antwortete er:

Meine Frau sagt immer: Bier und Bockwurst ... Was brauche ich? Ich muss immer irgendwo wohnen, ich

²⁶ Gödden/Strauch 2011, a.a.O., S. 173.

²⁷ *Sizilianische Zitronen*, a.a.O., S. 9.

²⁸ Ebd., S. 20.

brauche nicht allzu viel Geld dafür. Ich brauche natürlich die Möglichkeit, herumzureisen. Ich brauche vor allen Dingen meine Frau dabei, weil das mehr Spaß macht, zu zweit, unterwegs. Und wenn ich da so meine Sachen machen kann, brauche ich eigentlich nicht viel.²⁹

Und sonst? Abwarten, was passiert. Alles auf sich zukommen lassen (don't panic!) und es so nehmen, wie es kommt. Stoischer Gleichmut ist gefragt und das Gefühl, dass es auch diesmal wieder gut ausgehen wird, auch dann, wenn sich die typischen Reisekatastrophen einstellen, etwa Landkarten nicht mehr stimmen oder sich Campingplätze offensichtlich in Luft aufgelöst haben.

Viele Reiseziele wurden mit dem Fahrrad angesteuert. Übernachtet wurde ebenfalls so einfach wie möglich, im Zelt. Man sei zwar auch mit dem Auto unterwegs gewesen, aber mit dem Fahrrad sei man näher »nicht nur an den Leuten, sondern an Allem. Das fängt mit den Gerüchen, mit Temperaturen, mit der Wetterlage an. Zu Fuß ginge es auch, aber das können andere besser als ich.«³⁰ Straeters aktuelles Buch *Vom Ruhrgebiet nach Helgoland* ist eine einzige Liebeserklärung an das Fahrrad. Seine Exkurse über Weltgeschehen, Politik und ökologisch-soziale Zusammenhänge sind hier eingebettet in das Jahr 1956, als der damals 15-Jährige mit seinem 30 Jahre älteren Vater eine Radtour von Dortmund-Hörde an die Nordsee unternahm, was in diesem Fall hieß, fast 500 Kilometer herunterzu trampeln. Ein Auto besaß die Familie damals noch nicht. Das war erst vier Jahre später mit einem Ford 17 M der Fall. Das Geld saß alles andere als locker, obwohl man zur Mittelklasse gehörte (Straeters Vater war

²⁹ Gödden/Strauch 2011, a.a.O., S. 169.

³⁰ Ebd., S. 173.

Zahnarzt auf dem Dorf, seine Mutter arbeitete unentgeltlich als Klavierlehrerin und Sprechstundenhilfe und nicht, wie die meisten Mütter aus der Umgebung, in einer Fabrik). In den ersten Nachkriegsjahren musste man sich mit dem Allernotwendigsten behelfen.

Bei der Abfassung seines Textes fragte sich Straeter, warum er all dies erst nun, mit 78 Jahren, zu Papier bringe. Es liege wohl daran, dass er erst heute viel mehr sagen könne »zu den Orten, Menschen und Ereignissen, die mit der Reiseroute zusammenhingen. Zum so genannten Wirtschaftswunder, zu den Altnazis und einer Reihe der Konzerne, die es nach dem Zweiten Weltkrieg wieder gab. Auch über Schiffsuntergänge im Atlantik und Orkanen an der Nordsee.«³¹ Straeter zeigt an zahlreichen Beispielen, wie schnell die Großindustrie ihre frühere Machtposition zurückerlangte und durch Lobbyarbeit begünstigt wurde. Solche »Kommentare zum Zeitgeschehen« bilden die zweite erzählerische Spur des Reiseberichts. Sie machen die Lektüre des vermeintlich harmlos-unterhaltsamen Radwanderbuchs zu einem aufgeklärten und engagierten Lesestoff.

In dieser Hinsicht bietet Straeters Helgoland-Reisebericht eine gelungene Mischung aus Home-Story und politischem Enthüllungsbuch. Zugleich lenkt er die Aufmerksamkeit auf die wirklich wichtigen Dinge, das »Leben selbst«. Für ihn war die Radtour im Jahr 1956 eine Keimzelle für vieles, was später folgen sollte. Ulrich Straeter heute: »Die Saat, die mit der Radtour nach Helgoland gelegt worden war, ging auf.«³² Und: »Wie ich erst heute richtig beurteilen kann, war diese Reise ein wichtiges Entwicklungsmoment für mich. Sie schaffte eine Basis für spätere Erkenntnisse.«³³

³¹ *Vom Ruhrgebiet nach Helgoland. Mit dem Fahrrad durch die Fünfzigerjahre*, a.a.O., Buchrückseite.

³² Ebd., S. 188.

³³ Ebd., S. 5.

Straeters Bücher unterscheiden sich von der gängigen Massenware durch die persönliche Handschrift des Verfassers. Seine Prosa kommt ohne Schnörkel aus, die Sprache ist einfach und stets zielsicher pointiert. Der Grundton ist heiter und schlägt allenfalls dann in Galgenhumor um, wenn sich die geschilderten Desaster einstellen. All dies passt zur offenen und lockeren Gesamtkomposition der Bücher. Oft sind Gedichte eingestreut oder auch Kochrezepte und Lese Früchte, sei es aus der Tageszeitung oder aus dem Werk von Schriftstellern, die vor Hunderten von Jahren ihre Heimat beschrieben haben. Solche Einsprengsel beschenken ein abwechslungsreiches, kurzweiliges Lesevergnügen. So persönlich, so direkt, offen, ehrlich und ungeschminkt und zugleich mit so viel Erzählkolorit gewürzt – vergleichbare Reisebücher dürften selten sein. Bereits angesprochen wurde Straeters politisches Engagement. Es bezieht sich auch auf die Stadtteilpolitik. Straeter ist Mitglied des *Literatur-Zentrums Essen e.V.* und seit 1998 des Kulturbeirats der Stadt Essen.³⁴ Hier fühlt er sich als Teil der Freien Szene. 2011 berichtete er in einem Interview:

Wir hatten gestern erst wieder so ein Treffen der sogenannten Freien Szene hier in Essen. Die Institutionen und Gruppierungen, die es hier gibt, müssen gemeinsam um ihre Existenz kämpfen, weil die Kommune sehr verschuldet ist und im Kulturbereich kürzen will. Das heißt also, wir müssen kämpfen, weil wir, wenn wir unsere Kunst machen und wenn ich zum Beispiel veröffentlichen will, entsprechende Kontakte und Verleger und sowas brauche, die auch kämpfen müssen. Ohne das Drumherum nützt das Literaturmachen

³⁴ Straeter ist außerdem Mitglied der Europäischen Autorenvereinigung Die Kogge und des Freundes- und Förderkreises des P.E.N.-Zentrums Deutschland.

nicht so viel. Und ich beabsichtige nicht, für die Schublade zu schreiben.³⁵

Mit solchen Initiativen hätte man durchaus Erfolge,

wenn sich bestimmte Dinge einrichten lassen, oder wenn es bestimmte Geldtöpfe gibt, die man anstecken kann, oder wenn es gemeinsame Veranstaltungen gibt. Was die Literatur betrifft, gibt es sehr oft natürlich Frustration. Man bewirbt sich, man schickt ein, man beteiligt sich an Wettbewerben und man sammelt Absagen. Das kennt wahrscheinlich jeder Autor, dass man das Gefühl hat: »Das ist doch der größte Blödsinn, den du da machst.« Und dann gibt es wieder einen Erfolg und dann meldet sich plötzlich jemand und will einen Text haben. Dann gibt es natürlich die erfreulichen Ergebnisse: Einmal die Tatsache, dass man gedruckt wird als Autor, zum anderen kommt sogar auch ein bisschen Honorar rüber.³⁶

Am Kulturhauptstadtjahr 2010 störte ihn das Übermaß an Werbemechanik und Public Relations:

Dass hier Papiertiger aufgeblasen werden, die dann ganz schnell im nächsten Jahr wieder zusammenfallen werden. Und was bleibt, dass werden unter anderem die einheimischen Künstler und Macher sein, die hier sehr viel tun. Und die bleiben etwas außen vor in diesem Jahr, weil sie bei den Oberorganisatoren nicht hoch genug angesiedelt sind. Die holen sich lieber aus aller Welt berühmte Leute, weil sie Angst haben, sich

³⁵ Gödden/Strauch 2011, a.a.O., S. 171.

³⁶ Ebd.

hinter uns zu stellen. Also, das ist das alte Problem: Das Ruhrgebiet leidet an fehlendem Selbstbewusstsein.³⁷

Trotz alledem möchte er sein Lebensumfeld in Essen nicht missen. Auf seinen Wunschlebensort angesprochen entgegnete Straeter:

Der Lebensort, der Lebensort ... Ja, habe ich schon mal lange drüber nachgedacht. Es hat sich auch vielleicht verändert. Vielleicht habe ich gelernt: Man neigt immer dazu, Wunschorte – wer weiß, wo – zu suchen. Vielleicht hat das Reisen – Reisen soll ja bilden – auch dazu geführt, dass ich festgestellt habe, dass hier das Ruhrgebiet, wo ich herstamme, doch die Ecke ist, wo ich hingehöre und wo ich auch am liebsten lebe. Ich fahre gerne weg und ich komme genauso gerne wieder.³⁸

Das vorliegende Lesebuch möchte nicht nur den Reisechriftsteller Ulrich Straeter zu Wort kommen lassen, sondern auch Einblicke in andere von ihm bevorzugte Textsorten bieten. Eine umfangreiche Palette, die den Feuilletonisten, den Alltagserzähler, den Lyriker und den politisch-ökologisch orientierten Dokumentaristen gleichermaßen zu Wort kommen lässt. Hinreichend Gelegenheit also, einen Autor kennenzulernen, der es seit über vierzig Jahren versteht, politisch-ökologisches Bewusstsein und literarisches Schreiben undogmatisch zu verknüpfen.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., S. 169.

Textnachweise

Unter Adlers Fittichen: unveröffentlicht – *Cuba libre*, aus: *Eickmeiers Traum und andere Geschichten*, 2014, S. 47-51 – *Der Dichter und das Kind*: unveröffentlicht – *Das Ende der Welt*, aus: *Bretagne bleue*, 2001, S. 10-16 – *Wir sind doch keine Dodos*: unveröffentlicht – *In jenem ach so heißen Sommer*, aus: *Ruhrgebietchen. Was deine Kinder an dir lieben*, 2. Aufl. 2019, S. 88-96 – *Fundsache in der S-Bahn*: unveröffentlicht – *Die Maßnahme*, aus: *Ossietzky. Zweiwochenschrift für Politik, Kultur, Wirtschaft*, Nr. 23/2022, S. 808f. – *Die feine Zunge, Bittersüßer Aperitif*, aus: *Der Elsässer*, 2006, S. 125-129 – *Ich seh schwarz*: unveröffentlicht – *Die Erde. Osterinsel im All*, aus: *Ossietzky*, Nr. 20/2022, S. 698-701 – *Freiheit*: unveröffentlicht – *Hannibal kommt*, aus: *Ossietzky* Nr. 22/2022, S. 757-760 – *Keine Nomaden!*, aus: *Ein Jahr ohne Fö(h)n*, 2014, S. 106-116 – *Krieg geht gar nicht!* unveröffentlicht – *Meer leer*, aus: *Ossietzky* Nr. 13/2022, S. 462-464 – *Eine schlaflose Nacht im Niemandsland*, aus: *Vom Ruhrgebiet nach Helgoland*, 2021, S. 93-99 – *Sturmwarnung; Am Sheep's Head*, aus: *In Irland*, 2008, S. 302-312; S. 313 – *Wenn am Bahnhof Blumen blühen*, aus: *Eickmeiers Traum und andere Geschichten*, 2014, S. 162-165 – *Steaks bei Jojo*, aus: *Wer über das Meer kommt ist ein Dieb*, 2004, S. 124-129 – *Am Südkap*, aus: *Sizilianische Zitronen*, 2011, S. 54-60 – *Die weißen Bänke von Möhler, ein literarisches Vorspiel der anderen Art*, aus: *Westfälische Dichterstraßen*, III. Haus Nottbeck, 2. Aufl., 2007, S. 81-86.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Thomas Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123).